

Mehr Kultur pro Gramm
programmzeitung.ch

Ausbildungsabo für 39.–
Nur gegen Kopie eines gültigen Ausweises statt 75.–

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel

Abobestellung
Ausbildungsabo, 11 Ausgaben, CHF 39.–
Schnupperabo, 3 Ausgaben, CHF 12.–
abo@programmzeitung.ch
www.programmzeitung.ch
061 560 00 67

Wissen, was kulturell läuft
Lass Dich monatlich auf rund 80 Seiten vom vielfältigen Kulturangebot im Raum Basel verführen

Musik | Kunst | Film | Theater | Literatur | Tanz ...

gezetera

NR.03/2011 UNABHÄNGIGE STUDIERENDENZEITUNG DER UNIVERSITÄT BASEL WWW.GEZETERA.CH

Was dir an den Eröffnungsveranstaltungen nicht erzählt wird:

DER ALTERNATIVE STUDI-GUIDE

* 3 SEITEN



Dr. – Eine Gradwanderung

DER REKTOR PACKT AUS

Über Dual Career Couples, Berufungsverfahren und Einfluss
s.12-15

SUPERBRAIN ME!

Neuro-Enhancement und Der Aufstieg einer weissen Pille

s.6-8

ZWISCHEN ERKENNTNIS UND SCHEITERN

Doktoranden im Gespräch

s.22-23

**WIR SIND DER
SCHLÜSSEL ZU IHRER
ERFOLGREICHEN
KARRIERE**

Suchen Sie anspruchsvolle Aufgaben und interessante Kundenkontakte? Wollen Sie rasch Verantwortung übernehmen, Ihre Kompetenzen weiterentwickeln und gefördert werden? Dann starten Sie nach Ihrem Uni- oder Fachhochschulabschluss Ihre berufliche Karriere bei BDO.

Der Schlüssel zu Ihrer erfolgreichen Zukunft:
www.bdo.ch/de/karriere

UNIVERSUM
TOP 100
REAL EMPLOYER
2011

Prüfung · Treuhand · Beratung **BDO**

WWW.GEZETERA.CH

Impressum

HERAUSGEBER

gezetera Verlag (Verein)
c/o Deutsches Seminar
Nadelberg 4
CH-4051 Basel
print@gezetera.ch
www.gezetera.ch

CHEFREDAKTION PRINT

Sven Schopfer & Deborah Nobs

REDAKTION DIESER AUSGABE

Anja-Elena Brandis
Bernhard Eymann
Jonas Vollmer
Corinne Stocker
Deborah Nobs
Valérie Camille
Yvonne Siemann
Sven Schopfer
Jan Schürmann
Miranda Oeschger
Lilian Pala
Andreas Schönenberger
Gregor Szyndler

LAYOUT

Sarah Haerden, Grafikerin
Tel. 078 691 36 77
sarah@haerdengrafik.ch
www.haerdengrafik.ch

Titelbild: Raphael Dürig, repix.ch

FOTOGRAFIE

Sandra Amport
www.sandraamport.com

INSERATE

Go! Uni-Werbung AG
info@go-uni.com

EDITORIAL

Mach mal nicht den Doktor ...

Früher, ja früher, da war alles anders. Früher tranken die Studierenden Bier im «Karzer, frönten zu Hendrix dem Marihuana ...» und versuchten sich am Müssiggang. Heute hängt das Primat der Nützlichkeit über unseren Häuptern und aus Leistungsdruck wird Müdigkeit.

Da hilft nur noch der Griff in die chemische Trickkiste: Neuro-Enhancement. Ritalin und Co. haben dem Koffein unlängst den Rang der Studidroge Nr. 1 abgerungen und gehören zum festen Bestandteil des individuellen Curriculums. Weshalb die Pille ihren festen Platz in der Welt der Akademiker eingenommen hat und wie sich fünf Tage auf Ritalin anfühlen, erörtern **Andreas Schönenberger** und **Deborah Nobs** (s.6). Der ethischen Grenze von Wissenschaft und Wahnsinn geht **Corinne Stocker** anhand der Figur des Mad Scientist nach (s.9), während **Miranda Oeschger** sich eine profane Auszeit mit den Göttern in weiss von «Emergency room» und «Grey's Anatomy» gönnt und bemerkt, dass sogar als Volksverblödung verschriene Serien ethisch wertvoll sein können (s.10). Einen alternativen Einblick in die Medizin gewährt Jonas Vollmer mit dem Besuch einer Homöopathie-Vorlesung an der Universität Basel (s.11), dessen Wirkung wohl dosiert bleiben wird.

Jan Schürmann und **Sven Schopfer** verweilen weniger an der kutanen Oberfläche, sondern dringen im Interview mit unserem Rektor **Prof. Dr. Antonio Loprieno** als unipolitische Chirurgen präzise zu den Tiefenschichten unsere alma mater und deren Dual Career Couples vor. Einen historischen Zugang zum Leben an unserer Universität bietet **Yvonne Siemann** und zeigt, dass bereits vor hunderten von Jahren die Dozierenden am Versuch scheiterten, den Studierenden das Animalische auszutreiben.

Den kulturellen Grat beschreitet **Gregor Szyndler** mit drei literarischen Neuererscheinungen, welche prismatische Einblicke in die Schweizer Geschichte gewähren. Der Tradition ist auch **Anja-Elena Brandis** verpflichtet, auch wenn sie Omas olle Hühnersuppe ins 21. Jahrhundert überführt und uns um ein schmackhaftes Rezept reicher macht. Ob Platon das Haar in der Suppe wohl aufgrund seines Bartes suchte? **Valérie Camilles** Reflexionen über die Gesichtsbehaarung ansässiger Philosophiestudenten widmen sich dem wohl umstrittensten Trend männlicher Intellektueller. Keine Gesichtsbehaarung dafür ein dickes Fell müssen sich die vermeintlichen Marionetten der Juristen in **Bernhard Eymanns** lus-Kolumne überstreifen und erfahren, dass die Grenze zwischen manipulieren und manipuliert werden nicht so deutlich ist, wie manch Autorin dies plakatiert ...

Lilian Pala erfährt im Gespräch mit **Benno Wirz**, **Karin Hostettler** und **Mathias Wipf** mehr über die Höhen und Tiefen des Doktorierens und sieht, dass doktorieren nicht immer bedeutet, den Doktor zu machen.

Deborah Nobs & Sven Schopfer

Neues Spiel, neue Regeln – Der gezetera Erstsemester-Guide

Du hast dich für Basel entschieden, weil du in der Nähe wohnst. Oder weil es möglichst weit von zu Hause weg liegt. Oder weil dir Zürich nicht gefallen hat. Oder weil du eine Münze geworfen hast. Womöglich hat dir auch das Studienangebot gefallen.

Vielleicht hast du auch schon die eine oder andere Begrüssungsveranstaltung besucht, wurdest durch Räumlichkeiten geführt, hast etwas übers Studium erfahren von Leuten, die sich als «Fachgruppe» vorstellten und jede Menge Apéros besucht. Vielleicht hast du auch, wie viele, alle Begrüssungen und Einführungen verpasst, verschlafen oder bist im falschen Gebäude am anderen Ende der Stadt gelandet. In jedem Falle Herzlich Willkommen an der Uni Basel! Die Universität, das ist eine Ansammlung unterschiedlichster Personen, Gruppierungen, Institutionen und Verfahrensregeln, die selbst nach Jahren der Erfahrung niemand so richtig versteht. Mit hoher Wahrscheinlichkeit stammst du auch von ausserhalb, was die Sache natürlich auch nicht einfacher macht. Da Basel innerhalb der deutschsprachigen Schweiz eine Welt für sich darstellt, macht es Sinn zunächst einige grundlegende Worte über diesen Stadtstaat zu verlieren (Einheimische können den nächsten Abschnitt überspringen).

Basel für Neuankömmlinge

Basel, das ist diese kultureiche, schöne Stadt am Rhein, die dank ihrer Grenzlinie immer offen für Gäste aus allen Landes- und Erdteilen war. Dennoch tickt Basel in gewissen Dingen nun mal anders. Kurz und knapp: eine Liste mit den 10 wichtigsten Dingen, die man als Neuankömmling wissen sollte.

1. Der FC Basel und die Fasnacht sind vielen Baslern heilig. Kritik ist unerwünscht.
2. Es heisst «Baasel», nicht «Basu» oder so.
3. In Basel ist es völlig normal, dass die Leute Baseldeutsch sprechen.
4. Ein «Semmeli», das runde Ding mit Mehl oben drauf, heisst hier «Schlumbi». Ein «Weggli», das Teil, das wie ein Hintern aussieht, heisst «Schwöbli».
5. In Kleinbasel hat es die gleichen Läden wie in Grossebasel, nur eben kleiner.
6. Mitunter fahren Trams («Trämmli») mitten durch Fussgängerzonen. Wer Schienen vor sich sieht, tut gut daran nach links und rechts zu schauen.
7. Das Tram hält übrigens an jeder Haltestelle. Der Knopf im Tram öffnet bloss die Türe.
8. Wird einem in einem Geschäft eine «Gugge» angeboten, handelt es sich dabei lediglich um eine Tragetasche.
9. Viele Örtlichkeiten werden abgekürzt: der Barfüsserplatz wird zum «Barfi», der Petersplatz zum «Petis», das Sportzentrum St. Jakob heisst «Joggeli».
10. Man kann im Rhein baden. Allerdings macht das Gerücht die Runde, man brauche danach keine Medikamente mehr zu schlucken.

Was ist was? Manchmal sind es gerade die einfachen Dinge, die einen zu Beginn am stärksten umtreiben. Wo ist das Klo? Wo gibt es was zu essen? Was mache ich, wenn ich zu spät komme? In diesem FAQ geben erfahrene Studierende Antworten auf einige der am häufigsten gestellten Fragen von Studienanfängern.

Muss ich in der Mensa essen? Nein. Die Mensa ist eine, im Vergleich relativ günstige Möglichkeit an eine warme Mahlzeit zu gelangen aber bei weitem nicht die einzige in der Umgebung. An ihr scheiden sich zudem die Geister an der Uni. Während die einen rasch zu Stammgästen werden, kehren andere der Mensa bereits nach zwei, drei Besuchen den Rücken. Wir schlagen vor, drei Faktoren bei der Verpflegung zu berücksichtigen: Wie viel kostet es? Schmeckt es mir? Was machen die anderen?

Ich habe ein oranges Kärtchen mit einem schlechten Foto von mir erhalten, das ich selber zusammenkleben

musste. Was fange ich damit an? Das ist dein Studierendenausweis, auch «Legi» genannt und ja, sie sind immer so schäbig. Während Studierende anderer Unis und Hochschulen eine kleine High-Tech-Plastikkarte ihr Eigen nennen dürfen, haben wir ein Stück quadratische Pappe, das man am besten niemandem ausserhalb von Basel zeigt. Die Legi hat im Grunde zwei Funktionen. Man braucht sie, um in der Unibibliothek Bücher auszuleihen und um an verschiedenen Orten (Mensa, Buchhandlungen, Kino, ...) Vergünstigungen für Studierende zu erhalten. Da Studierendenrabatte in vielen Fällen nicht kenntlich gemacht werden, kann es sich durchaus lohnen die Legi vorsorglich zu zücken und nachzufragen.

Muss ich an Vorlesungen anwesend sein? Das hängt von den Dozierenden ab. Die Faustregel ist, in Vorlesungen gilt keine Anwesenheitspflicht, in Seminaren schon. Generell gilt es aber im Kopf zu behalten, dass du an der Uni bist und nicht an einem Gymnasium oder der ETH. Hier interessiert es meistens niemanden, ob du tatsächlich alle Vorlesungen besucht hast. An den Prüfungen führt trotzdem kein Weg vorbei (abgesehen von einigen wenigen, glücklichen Computerfehlern).

Der Vorlesungsraum ist riesig. Wo soll ich mich hinsetzen? Wenn dich der Vorlesungsinhalt nicht interessiert, du deine Ruhe haben willst oder mit anderen übers Netzwerk spielen möchtest, ganz hinten. In den vorderen Reihen, falls es dich tatsächlich interessiert, dir die Lehrperson gefällt oder du sicher gehen willst, auch dann etwas zu verstehen, wenn wieder einmal die unsägliche Mikrofonanlage ausfällt. Allerdings kann man dadurch in Reichweite des sogenannten «Spei-Radius» einiger weniger Dozierenden gelangen, die über eine etwas feuchtere Aussprache verfügen. Bei latenter Blasenschwäche sollte man sich möglichst an den Rand setzen. Wer über ein ausgeprägtes soziales Gewissen verfügt, rutscht möglichst schnell in die Mitte.

Ich komme zu spät zur Vorlesung, die Tür ist zu. Was soll ich tun? Möglichkeit 1: Gar

nichts. Die Vorlesung ausfallen lassen, sich in aller Ruhe einen Kaffee genehmigen und erst mal wach werden. Möglichkeit 2: Rein gehen (sofern möglich durch den Hintereingang), den nächstbesten Platz suchen und unter keinen Umständen irgendetwas sagen.

Sind alle anderen wirklich so viel intelligenter als ich? Möglicherweise. Viel wahrscheinlicher ist aber, dass die anderen einfach bereits seit einiger Zeit studieren und das Vokabular beherrschen. Wissenschaft lernt man wie eine Fremdsprache. Aus simuliertem Verständnis entsteht irgendwann echtes. Des Weiteren gibt es auch Menschen mit dem «Erstsemester-Klugscheiss-Syndrom» oder solche, die über Vorkenntnisse verfügen. Generell sollte man sich hierzu keine Sorgen machen, das Niveau gleicht sich mit fortlaufender Semesterzahl erfahrungsgemäss stark an.

Im Gegensatz zu den meisten hier trinke ich nicht gerne Kaffee. Kann ich trotzdem Erfolg im Studium haben? Natürlich geht es auch ohne Doping, leichter macht es die Sache aber nicht. Such dir eine alternative Koffeinquelle.

Muss ich jetzt alle meine Hobbys aufgeben? Bloss nicht. Lieber etwas langsamer studieren und dafür am Ende noch psychisch intakt sein. Irgendwann kommt zudem in den meisten Fächern ein sogenannter «praktischer Teil». Verbindungen zu einem Fussballverein können sich dann durchaus lohnen, etwa wenn man in Rechtswissenschaften eine Arbeit über Vereinsrecht schreibt oder in der Soziologie über Mannschaftsdynamiken.

Warum habe ich solange Ferien? Damit die Professoren frei haben oder sich auch um wirklich wichtige Dinge kümmern können. Ein Grossteil der Studierenden nutzt die Zeit um wieder einmal ein wenig Geld zu verdienen oder Arbeiten resp. Prüfungen zu schreiben. Jedenfalls ist es erstaunlich wie schnell die drei Monate in sich zusammenschmelzen.

Philosophisch-Historische Fakultät

Willkommen an der grössten und besten Fakultät der Uni, Sammelbecken für alle, die sich irgendwie für Kultur interessieren oder zu schlecht in Mathe waren und nicht Anwalt werden wollten.

Wer Phil-1 studiert sollte den Traum vom grossen Geld begraben oder andere Eisen im Feuer haben und vor allem eine grosse Affinität für drei Dinge mitbringen: Lesen, Schreiben und das Chaos. Da du zwei gleichberechtigte Fachschwerpunkte parallel studierst, solltest du dich mental schon mal auf zeitliche Überschneidungen, widersprüchliche Reglemente und unentwirrbare Hierarchien einstellen. Belohnt wirst du dafür mit einer im Vergleich zu den anderen Fakultäten relativ grossen Autonomie. Diese kann dazu benutzt werden sich mit einem Minimum an Aufwand durchs Studium zu mogeln (sofern man die Nerven dazu hat) oder um leidenschaftlich den eigenen wissenschaftlichen Interessen nachzugehen, ohne dass es jemanden stören oder von jemandem belohnt werden würde. Das Studium wechselt mitunter von anonymen Vorlesungen zu intimeren Seminaren. In letzteren lohnt es sich in jedem Fall mitzumachen. Je kleiner das Institut oder Seminar, desto grösser die Möglichkeit, das Studium mitzugestalten. Die Fachgruppen können oft erstaunlich viel bewegen. Die ersten zwei Semester sollten dazu genutzt werden, sich im reichhaltigen Menüplan der Philosophisch-Historischen Fakultät umzuschauen. Ein Fachwechsel ist zu Beginn des Studiums noch keine grosse Sache, viele nehmen dann auch einen vor. In jedem Falle solltest du Themenbereiche finden, die dich irgendwie begeistern, ansonsten wird das Arbeitsschreiben zu einer langwierigen und zähen Angelegenheit.

Bei Fragen hilft dir: www.fg-phileins.unibas.ch/fachgruppen.php

Grösse (jeweils Stand HS) 3260 Studierende **Dresscode** Birkenstock bis Anzug, variiert stark von Fach zu Fach. Die Missachtung von Kleidernormen unterstreicht mancherorts die intellektuelle Ernsthaftigkeit. **Charakterliche Besonderheiten** (Über-)Reflektiertheit, neigen zu Relativismus.

Philosophisch-Naturwissenschaftliche Fakultät

Willkommen an der besten aller Fakultäten, die auch als einzige richtige Wissenschaft betreibt. Ihr seid die Posterboys und -Girls der Uni. Physik, Biologie, Chemie, Mathematik und Informatik – das ist alles so nützlich für die Gesellschaft!

Hoffentlich liegen dir prall gefüllte Vorlesungssäle, denn daraus wird zu Beginn dein Studium grösstenteils bestehen. Du bist vielleicht Biologe und überrascht, dass dein Stundenplan alles andere als biologisch wirkt – Chemie, Mathematik, Mechanik, Statistik,... Hier heisst es die Zähne zusammenbeissen, auch wenn dir die Fächer nicht alle liegen, denn anfangs müssen alle etwa auf das gleiche naturwissenschaftliche Niveau gebracht werden. Vorsicht, Begleitübungen haben oftmals nichts mit der begleitenden Vorlesung zu tun. Wenn es darum geht Semesterliteratur zu beschaffen, nicht verzweifeln! Man muss nicht alle Bücher kaufen. Oftmals zirkulieren auch günstigere gebrauchte Versionen. Lohnenswert ist auch ein Besuch der «Bücherbörse», die jeweils von der Biologie- und Geologiefachschaft organisiert wird (vergleichbare Angebote gibt es auch von anderen Fachschaften). Viele naturwissenschaftliche Fächer bieten bereits für Erstsemestrige Exkursionen an. Eine gute Gelegenheit für alle, die von auswärts kommen und Leute kennen lernen oder einfach mal aus der Uni raus wollen. Solltest du schon Ferienpläne gemacht haben, versichere dich, dass sie nicht mit den Prüfungsdaten kollidieren, denn bereits in den ersten Semesterferien geht es zur Sache.

Grösse 2802 Studierende **Dresscode** Birkenstock bis Hip-Hop-Kleidung. «Dächlikappe» kann man ruhig auf lassen (vgl. Prof. Reichert), einige bekommen gegen Ende des ersten Jahres einen sexy weissen Mantel. **Charakterliche Besonderheiten** Hang zum Reduktionismus.

Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät

Willkommen an der besten, weil ertragreichsten Fakultät von allen.

Tja, irgendwie scheint deine Fachgruppe nicht mehr zu existieren. Daher müssen wir dich mit allgemeinen Tipps abspesen. Mathe und Englisch sind absolut elementar in deinem Fach. Jeder kennt in seinem Bekanntenkreis jemanden, der durch die Mathe-Prüfungen gerasselt ist und jetzt nicht mehr Wirtschaft studieren darf. Achte bei Multiple-Choice-Prüfungen zudem darauf, ob es für falsche Antworten Abzüge gibt. Das hat auch schon so manchen um den Prüfungserfolg gebracht. Falls deine Eltern dich zu diesem Studium überredet haben, haben wir eine gute Nachricht für dich: Wenn du das Bachelor-Aufbaustudium ohne Major machst, hast du ganze 48 Kreditpunkte zur freien Verfügung – mehr als in jedem anderen Fach! Wenn du also ein veränderter Germanist, Philosoph oder Historiker bist, kein Problem. Mit 48 Kreditpunkten hast du zwei Drittel eines Studienfachs in der Philosophisch-Historischen Fakultät bereits in der Tasche. Bei Fragen hilft dir: www.realwvz.ch

Grösse 1216 Studierende **Dresscode** Hip aber nicht Hipster. **Charakterliche Besonderheiten** Treten seit der Finanzkrise bescheidener auf als auch schon.

Medizinische Fakultät

Willkommen in der besten Fakultät der Universität, die als einzige garantiert Leute ausbildet, die dann auch tatsächlich einen sinnvollen Beruf ergreifen.

Du bist nicht einfach so an die Uni gespült worden. Nein, du hast den Numerus Clausus bezwungen. Darauf kann man sich durchaus etwas einbilden und eine schnelle Auffassungsgabe ist sicherlich hilfreich bei der Prüfungsflut, die dich erwartet. Falls dein Ergebnis nicht so gut war, kannst du dich mit dem Gedanken trösten, dass bislang noch kein Zusammenhang zwischen Numerus-Clausus-Ergebnis und dem erfolgreichen Ausüben des Arztberufes festgestellt werden konnte. Sind die ersten Prüfungen überstanden, lehne dich ein wenig zurück und geniess den Rest der Semesterferien. Es wird später nämlich nicht mehr besser. Freuen darfst du dich dafür auf einzelne Leichenteile Ende des zweiten Semesters, auf eine ganze Leiche Anfangs des zweiten Jahres und erste frische Leichenteile im vierten Semester. Halte dich in vielen Dingen an ältere Studierende, die wissen nicht nur wie der Laden läuft, sondern sollen auch manchmal im Besitz der Multiple-Choice-Fragen vom Vorjahr sein.

Bei Fragen hilft dir: <http://www.fame-basel.ch/>

Grösse 2218 Studierende **Dresscode** Elegant bis praktisch. **Charakterliche Besonderheiten** Ausgeprägtes Statusbewusstsein, haben immer mehr zu tun als alle anderen.

Psychologie

Willkommen in der Psychologie, der ... jüngsten Fakultät.

Am Ende des ersten Jahres warten fünf Prüfungen auf dich. Die Prüfungen scheinen weit weg, aber es reicht definitiv nicht 14 Tage vorher mit Lernen zu beginnen. Von denen, die an allen fünf Prüfungen teilnehmen, schaffen es gerade mal 50% auch alle zu bestehen. Wenn wir schon von Statistiken sprechen: Statistik ist ein sehr wichtiger Teil deines Faches. Wenn du Mühe damit hast, dann häng dich an die Mathe-Cracks von denen es in jedem Jahresskurs ein paar gibt. Freunde dich zudem möglichst früh mit dem Statistikprogramm «SPSS» an, du wirst es spätestens im Projektseminar oder für deine Masterarbeit brauchen. Neben dem Studium kann man maximal 20-30% arbeiten, sonst sollte man das Grundstudium per Antrag auf zwei Jahre aufteilen. In den ersten Semesterferien repetierst du am besten den Stoff und nimmst bereits an der einen oder anderen Studie teil.

Bei Fragen hilft dir: www.fg-psycho.unibas.ch

Grösse 838 Studierende **Dresscode** Nach der aktuellen Frauenmode, die drei Männer im Studium fallen auf, egal was sie anziehen. **Charakterliche Besonderheiten** Tendieren dazu ihr soziales Umfeld auf gelernte Störungsbilder hin abzusuchen.

Rechtswissenschaftliche Fakultät

Willkommen an der besten Fakultät der Uni, zugleich Kaderschmiede des Landes. Deine Heimatbasis befindet sich zwar nicht in der Nähe des Petersplatz, dafür bewohnen die Juristen zusammen mit den Wirtschaftlern zwei schicke Türme in klassisch schlichtem Design neben dem Bahnhof.

Im ersten Studienjahr hast du nicht viel Spielraum und alles läuft auf die Prüfungen im Frühjahr 2012 hinaus. 35% deiner über 200 Mitstudierenden bestehen mindestens eine der Klausuren beim ersten Anlauf nicht. Wenn du dies vermeiden willst, dann besuche unbedingt alle Tutorate und löse sämtliche Probeklausuren komplett durch. Falls du im ersten Semester gar nichts gemacht hast, dann plane mindestens zwei bis drei Monate Lernzeit ein. Zum Lernen empfehlen sich Falllösungsbücher und Repetitorien. Aber Achtung: manche Repetitorien sind fehlerhaft. Von Hand korrigierte Fassungen findest du aber in der Bibliothek. Anwesenheitspflicht für die Vorlesungen gibt es nicht. Wenn du die Vorlesungen aber nicht besuchst, lerne parallel dazu mit der angegebenen Literatur. Im ersten Jahr des Studium besteht die Gefahr, dass man in einer Weise zu denken und sprechen beginnt, die nur Juristen verstehen. Pflege also weiterhin Kontakt zu Nicht-Juristen.

Bei Fragen hilft dir: www.fg-jus.unibas.ch

Grösse 1255 Studierende **Dresscode** Frauen: Perlohringe, Bluse, Jeans, Timberlands und Longchamps-Tasche (wahlweise auch Louis Vuitton). Männer: Es verirren sich tatsächlich jedes Jahr ein paar Erstsemester mit einem Anzug in die Vorlesung. Lasst es bleiben. Spätestens bei den ersten mündlichen Prüfungen dürft ihr einen Anzug tragen. **Charakterliche Besonderheiten** Sprechen oft nur Juristisch.

Andreas Schönenberger
a.schoenenberger@stud.unibas.ch

Sven Schopfer
scs@gezetera.ch

Kollegiengebäude der Universität Basel

Foto: Stefan De Maddalena

Superbrain me! – Der Doktor hilft beim Studium

Kalter Kaffee? Wie Neuro-Enhancement das Studium verändert, die Persönlichkeit spaltet und Akademiker zu illegalen Beschaffungsmethoden verleitet.

Wir nutzen lediglich 15-20% unseres Gehirns, der Rest ist brachliegendes Potential. Im Film «Limitless», der dieses Jahr in die Kinos kam, wird ein Szenario präsentiert, in dem das mentale Potential eines Menschen voll ausgenutzt wird. Der Hauptcharakter Eddie, ein junger, erfolgreicher Schriftsteller gelangt in Besitz einer neuartigen Wunderdroge, die ihn über Nacht befähigt, sein Leben in den Griff zu kriegen, innert Tagen Fremdsprachen zu lernen, einen Bestseller-Roman zu veröffentlichen, an den Finanzmärkten ein Vermögen aufzubauen und ihn am Ende sogar in die Nähe des höchsten politischen Amtes in den USA bringt. Natürlich hat das Ganze einen Haken. Setzt man die Droge ab, machen sich starke Entzugs- und Zerfallserscheinungen bemerkbar – wer zu spät aussteigt riskiert gar das eigene Leben. Bezeichnenderweise verzichtet der Film vollständig auf eine moralische Auflösung des Dilemmas. Die Lösung des Problems ist letztlich technologischer Art. Auch wenn der Film nur stellenweise überzeugt und selbst höchstens 20% des im Skript liegenden Potentials zu nutzen weiss, scheint er doch irgendwie den Nerv unserer Zeit zu treffen. Was manchen noch als science fiction erscheint, ist in gewisser Weise längst Realität. Verfügbar wir womöglich bereits über einen Prototyp einer solchen Superdroge?

C14 H19 NO2 – hinter dieser Formel verbirgt sich eine Substanz, die zurzeit in aller Munde ist – wortwörtlich. Es handelt sich um *Methylphenidat*, bekannter unter dem Markennamen *Ritalin*. Nach bescheidenen Anfängen – man wusste nicht so recht, wofür oder wogegen man Ritalin einsetzen sollte – entwickelte sich für Ciba (heute Novartis) ein Kassenschlager daraus. Heute ist Ritalin das wohl bekannteste Medikament gegen ADHS und die Droge der heutigen Akademikergeneration.

Dass akademische Kreise mit Drogenkonsum in Verbindung gebracht werden ist an sich nichts Neues. In deutschen Studentenkellern des 19. Jhd. mischten sich nicht nur «revolutionäres» gedankengut und Nationalismus, sondern auch Bier

und Gesang. Gegen eben jenen nationalen Mief zogen dann die 68er mit Marijuana und LSD zu Felde. Die unpolitischen Yuppies der 80er hatten Kokain, die Partypeople und Raver der 90er MDMA. Wir haben Ritalin.

Im Westen nichts Neues soweit. Was sich jedoch gewandelt hat, ist die Funktion des Drogenkonsums. Während es sich bei den meisten der aufgezählten Substanzen grob gesagt um «Spasdrogen» handelt, stellt Ritalin das Paradebeispiel einer Leistungsdroge dar. Ging es früher womöglich noch darum, sich aus dem Funktionsgefüge der Leistungswelt herauszureissen, also gerade darum nicht mehr zu funktionieren und sich gewissermassen «unbrauchbar» für die Gesellschaft und ihre Normen zu machen, so ist das Verhältnis heute gerade umgekehrt: man nimmt Drogen, um den Anforderungen der Leistungsgesellschaft zu genügen. Natürlich sollte man weder die Vergangenheit noch Drogen allzu sehr romantisieren, dennoch scheinen wir ihnen, im Kontrast zu früher, mit einer neuartigen Nüchternheit gegenüberzutreten. Mitunter wird vor der Einnahme gezielt recherchiert und penibel geplant. So lässt sich jeder Lebenssituation eine Substanz zuordnen – Aufstehen, Uni, Nebenjob, Sport, Ausgang, Schlafengehen. Mit ein wenig Chemie in unseren Händen, werden wir zu Meistern unseres eigenen Schicksals.

Ohnehin scheint in diesem Zusammenhang das Wort «Droge» inadäquat und weckt falsche Assoziationen. Was heute geschieht lässt sich besser unter den Begriff «Doping» fassen, zumal Mittel wie Ritalin nicht eingenommen werden, um der eigenen Persönlichkeit vorübergehend zu entfliehen oder diese zu erweitern, sondern schlicht um gewisse mentale Eigenschaften zu verbessern; kurz Neuro-Enhancement. Doping, bislang etwas, das man hauptsächlich mit der Olympiade und der Tour de France in Verbindung brachte, hat sich längst in unseren Alltag eingeschlichen. Betablocker nehmen uns die Angst, Prozac schenkt uns neues Selbstvertrauen, Ritalin hilft sich zu fokussieren, mit Vigil und Moda-



finil bleibt man auch Foto: Sandra Amport die Nacht durch hellwach.

Ein Randphänomen? Keineswegs, sagt uns die Statistik.

Je nachdem welche man zu Rate zieht, verwendet bis zu ein Drittel der Studierenden an amerikanischen Universitäten leistungssteigernde Medikamente für «nicht-medizinische Zwecke». Seit einiger Zeit rücken nun auch die Dozierenden ins Blickfeld, spätestens seit in der renommierten Fachzeitschrift «Nature» Wissenschaftler in einer anonymen Umfrage gestanden, für ihre Arbeit regelmässig auf Substanzen wie Aderall (in den USA die «study drug» schlechthin, nahe verwandt mit Amphetaminen) zurückzugreifen (Quelle: Nature 452, 2008).

«Methylphenidat hat eine ähnliche Struktur wie MDMA, bekannter unter dem Namen Ecstasy(...) In der Literatur wird erwähnt, dass es möglich wäre, dass das Suchtpotential bei unterschiedlichen Motivationen zur Einnahme auch verschieden ist.» (Regula Ott, Doktorandin am Institut für biomedizinische Ethik der Universität Zürich)

Die Paradoxie des Individualismus

New York, das Szeneviertel Williamsburg in Brooklyn. Jede Menge Bars, Clubs und junge Menschen. Hier trifft man nebst anderen auf Studierende von namhaften Institutionen wie der NYU, Columbia und Cornell. Man ist aufgeschlossen, kommt schnell ins Gespräch. Als Europäer erstaunt vor allem, wie offen mit den Themen Drogen und Neuro-Enhancement

umgegangen wird. Eine junge Studentin erzählt ungeniert, wie sie sich vor der Prüfungsphase über einen Bekannten mit Aderall eindeckt. Jemand bekommt seit der Jugend Ritalin verschrieben und verkauft ab und zu kleinere Menge an Freunde. Wieder jemand anderes gibt zu, ein- bis zweimal pro Woche Kokain zu nehmen. Niemand scheint sich darüber zu empören, niemand moralische Bedenken zu haben.

Etwa zur gleichen Zeit in der Schweiz. Die Empörung, die in Brooklyn fehlte, macht sich hier umso stärker breit – zumindest in den Onlineforen und Kommentarseiten diverser Zeitungen. Der Krankenversicherer Helsana veröffentlichte eine Studie, laut der die Verschreibung von Ritalin unter ihren Versicherten seit 2006 um 42% zunahm. Auffällig, im Tessin beziehen fünfmal weniger Menschen Ritalin. Eine Frage der Mentalität der Kultur oder eines, den Tessinern eigenen, Relax-Gens? «Schlechte Eltern, Versagen der Schule, Unnatürlich!», so das Echo vieler Leser. Ein halbes Jahr später wird eine neue Studie erscheinen und das Ritual von vorne beginnen. An der Zunahme des Ritalinkonsums wird dies freilich wenig ändern.

Vielleicht sollte man sich emotional distanzieren und einmal die naive Frage stellen: wieso eigentlich nicht? Ist es wirklich so schlimm, dass wir unserem Hirn ab und zu etwas auf die Sprünge helfen? Wer kurzzeitig ist bekommt eine Brille, versagt das Immunsystem verabreichen wir Antibiotika, wir pflanzen uns Herzschrumpfer in die Brust, der Zuckerkranker spritzt sich Insulin. Wieso sollte jemand

Auffällig, im Tessin beziehen fünfmal weniger Menschen Ritalin. Eine Frage der Mentalität, der Kultur oder eines, den Tessinern eigenen Relax-Gens?

mit Konzentrationsproblemen nicht eine Pille nehmen dürfen, um seine verschiedenen Neurotransmitter auszubalancieren? Letztlich steckt auch hier womöglich der Jahrtausende alte Wunsch der Menschheit da-

hinter, nicht mehr gezwungenermassen Spielball von Naturzufällen sein zu müssen, sondern in beschränktem Masse so sein zu können, wie man sein will. Das Natürlichkeitsargument zieht also nicht, ausser man ist bereit auf jegliche Form medizinischen Fortschritts zu verzichten. Das würde im Schnitt etwa die Halbierung unserer Lebenserwartungen bedeuten. Die meisten ziehen es jedoch vor, 80 zu werden und das zu Recht. Auch die Doping-Analogie und ihre ethische Implikation ist zu hinterfragen. Beschwerde-

ren wir uns beim Chef, wenn unser Kollege Espresso trinkt? Wohl kaum, obwohl sich Koffein und Ritalin in ihrer Wirkung nur graduell unterscheiden. Zudem sind Lebensbereiche wie Schule, Wissenschaft und Wirtschaft keine Nullsummenspiele mit klaren Regeln, wie es etwa im Radsport der Fall ist. Des einen Gewinn muss nicht notwendigerweise des anderen Verlust darstellen.

Lässt man solche moralischen Schüsse aus der Hüfte mal beiseite, muss immer noch die Frage nach der gesellschaftlichen Langzeitwirkung gestellt werden. Könnte Neuro-Enhancement auf Dauer unerwünschte Konsequenzen mit sich führen, die wir derzeit noch nicht abzuschätzen vermögen? Diejenigen, die sich dem Trend entziehen, könnten – Talent und Motivation hin oder her – auf lange Frist das Nachsehen haben. Es könnte sich eine starre Zweiklassengesellschaft entwickeln, entlang des Grabens ökonomischer Kaufkraft und Verfügbarkeit pharmakologischer Hilfsmittel. Wobei sich momentan eher eine Demokratisierung des Neuro-Enhancement abzeichnet. Eine Packung Ritalin ist zwar nicht billig, aber für die meisten dennoch erschwinglich.

Die Gefahren, die Neuro-Enhancement birgt sind womöglich viel subtiler. Francis Fukuyama sieht in seinem Buch *Our Post-human Future: Consequences of the Biotechnology Revolution* weniger das Risiko einer gespaltenen Gesellschaft, als einer um sich greifenden Normalisierung und Normierung des Individuums. Jeder, der sich zu weit aus dem Bauch der Normalverteilung bewegt wird biotechnologisch zurechtgestutzt, respektive «verbessert». Paradoxerweise nutzt das Individuum, die ihm in die Hand gelegten Instrumente zur Selbstbestimmung und Selbstoptimierung ausgerechnet dazu, sich der Masse anzugleichen – kognitive Gleichschaltung.

Wo und wie ausgeprägt man die Gefahren des Hirndopings auch sieht, aus einer soziologischen Langzeitperspektive gedacht, scheint es wahrscheinlich, dass die Gesellschaft, wie auf die meisten technologischen Neuerungen, nach anfänglichen Abwehrreflexen mit einer Normalisierung des Sachverhaltes reagiert (man denke z.B. an die Mobiltelefonie). Neuro-Enhancer werden möglicherweise schon in wenigen Jahren zu unserem Alltag gehören, wie die morgendliche Vitamintablette oder die Fahrplan-App auf unserem smart phone. Wie sagte doch die Rote Königin so schön in Lewis Carrolls *Through the Looking Glass*: «Sometimes it takes all the running you can do, to keep in the same place.»

«Wie in der Literatur erwähnt wird, wurde bislang die Einnahme von Ritalin in keiner Langzeitstudie ergründet. Deswegen kann nicht abgeschätzt werden, ob der Ritalinkonsum einschränkende bzw. präjudizierende Konsequenzen für den jeweiligen Lebensverlauf hat.» (Regula Ott, Doktorandin am Institut für biomedizinische Ethik der Universität Zürich)

Alex und sein Beschaffungsproblem

Doch wie gelangt man überhaupt an ein Medikament wie Ritalin? Das Problem: Ritalin fällt in der Schweiz, wie in den meisten Ländern, unter das Betäubungsmittelgesetz. Konkret bedeutet dies, dass die Abgabe von Ritalin streng kontrolliert wird und Dauerrezepte auf ein paar Monate beschränkt sind.

Im Auftrag der Redaktion gehe ich also der Frage nach, wie man an das Zeug rankommt – aus rein journalistischer Neugier und Pflichtgefühl versteht sich. Noch in New York scheiterte ich am Schalter einer «pharmacy». Ohne Rezept läuft gar nichts. Land of the free? Nicht wenn es um Drogen geht. Die Endkonsumenten scheint es nicht weiter abzuhalten.

Sofern man keinen bewaffneten Raubüberfall auf eine Apotheke unternehmen will, gibt es also drei Möglichkeiten: sich ein Rezept schreiben lassen, im Internet bestellen, oder es über einen Bekannten besorgen. Die erste Möglichkeit scheiterte am erwähnten Problem und an meiner Abneigung, mich einer langen Psychotherapie zu unterziehen, nur um an die besagte Substanz zu gelangen.

Ich blicke mich deshalb mal im Internet um. An Angeboten mangelt es nicht, nur ganz koscher wirkt die Sache häufig nicht. Immerhin, strahlende, schöne Menschen in weissen Kitteln schauen den potentiellen Kunden auf vielen Websites fürsorglich an und vermitteln Kompetenz und Professionalität. Schliesslich entscheide ich mich dafür, eine kleine Packung *Strattera* zu bestellen. Dieses, ursprünglich gegen Depression entwickelte Medikament wird heute ebenfalls gegen Aufmerksamkeitsstörungen eingesetzt (man denke z.B. an die Mobiltelefonie). Neuro-Enhancer werden möglicherweise schon in wenigen Jahren zu unserem Alltag gehören, wie die morgendliche Vitamintablette oder die Fahrplan-App auf unserem smart phone. Wie sagte doch die Rote Königin so schön in Lewis Carrolls *Through the Looking Glass*: «Sometimes it takes all the running you can do, to keep in the same place.»

Kurzerhand wird ein neuer Mitbewohner erfunden – sicher ist sicher – und auf den Namen Alex getauft (Nachname der Redaktion bekannt). Während Alex auf seine Lieferung wartet, fliege ich derweil in die Ferien. Wieder zurück finde ich eine Nachricht der Post auf meinem Schreibtisch vor. Alex soll sich doch bitte mit Ausweisungspapieren an der Flughafenapotheke Basel melden. Sackgasse.

Bleibt nur noch Plan C. Ich kenne jemanden, der jemanden kennt, der ...voilà. Ganz so einfach gestaltet es sich natürlich nicht, aber mit etwas Aufwand gelange ich in Besitz einer kleinen Menge Ritalin. Leider viel zu wenig, um eine grossangelegte Studie mit Kontrollgruppe durchzuführen (ich frage mich, wie wohl der durchschnittliche Dozent auf die Substanz reagiert), aber genug für einen Selbstversuch. Diese Aufgabe übernimmt dankenswerterweise meine Redaktionskollegin.

Methylphenidate me! – eine fünftägige Verabredung mit meinem Ritalin-Ich

Freitagabend ist es so weit, die erste kleine Pille findet Eingang in meinen Schlund. Erschrocken begierig warte ich die folgenden Stunden auf eine Wirkung. Sollte dies nicht ein kritischer Artikel werden, bin ich dieser Substanz eigentlich nicht abhold und finde die Verfälschung der Leistungsnorm durch solch leistungssteigernde Substanzen bedenklich? In diesem Moment ist mein alchemistisches Interesse jedoch wesentlich grösser und ich beobachte jede Veränderung meines Körper- und Geisteszustandes penibel. Die Enttäuschung: 20mg Methylphenidat und ich spüre absolut nichts. Etwas beduselt von den vorabendlichen Drinks erwartet mich am nächsten Morgen der Blister mit den restlichen Tabletten, dessen silbernes Antlitz Grenzerfahrung verspricht. Nach der ersten Nichterfahrung verspüre ich das Begehren meine Dosis dem Wikipedia-Artikel gemäss auf die normale Dosis eines ADS-Patienten zu steigern. 60 mg. Mit Musik auf den Ohren an den Rhein, um den erhofften Fokus an einem zu lektoriierenden Text auszuprobieren. Beim Gehen über den Asphalt überkommt mich ein Gefühl von Leichtigkeit und Erhabenheit, ich gleite förmlich asphaltierend dem Rheinufer entlang. Jede Bewegung ein koordinatives Kunstwerk, wo ich ansonsten eher einen taumelnden Gang pflege. Euphorie und Deutlichkeit des Gedachten. Niemand und nichts lenkt mich vom Redigieren des Textes ab. Ich und der Text, der Text und ich auf Fokus eingestellt sind wir

Welt. Bis sich uns ein Bild in den Weg stellt, ein durch Sprache erzeugtes Bild, von dem ich spüre, dass es ein schiefes ist, das ich in diesem Zustand jedoch nicht geraderücken kann, da mein Fokus keine Gedankenüberlagerungen zulässt. Ich bin eindimensional!

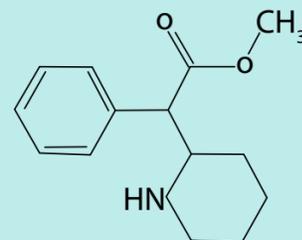
«Wir wissen immer noch nicht, was Intelligenz ist. Wir haben zwar Definitionen, können aber nicht nur an einer Schraube drehen und dann ist man intelligent. Eine Studie zeigt, dass es möglich sein könnte, dass wir mit Ritalin zwar die Konzentration steigern, jedoch dabei die Kreativität verloren geht.» (Regula Ott, Doktorandin am Institut für biomedizinische Ethik der Universität Zürich)

Über dem Logische-Brücken-schlagen und Fehler-Finden in Rekordzeit ist mir mein Gespür für Worte abhandgekommen. Krampfhaft versuche ich zu assoziieren, Verknüpfungen herzustellen und scheitere an der Tatsache des Wortes, an dem Wort selber, so wie es dasteht. Der Gedanke keimt in mir auf, dass mein Ritalin-Ich sich an dem Wort festkrallen will, es nicht hintergehen möchte, sondern nimmt wie es ist, wie es dasteht. Ich merke wie ich und mein Ritalin-Ich einig werden, das ist Welt, das ist Effizienz, das ist Leistung, das ist Ekstase, das ist Euphorie, das ist eigentliches, wahrhaftiges Dasein, Gleichschaltung! Eine Verabredung zum Essen ruft, zu der ich eine Flasche Wein mitbringen möchte. Im Coop angekommen fälle ich meine Entscheidungen in Millisekundschnelle und begeben mich schnurstracks zur Kasse, wo eine ältere Dame vor mir steht und die Kassiererin bezüglich eines Zubereitungsvorschlages belästigt. Ja, belästigt! Sie hat keinen Platz in meinem wahrhaftigen Dasein, sie unterbricht meinen Flow, sie hält die Welt vom Funktionieren ab, sie ist ein Subjekt, das es auszumerzen gilt, auf die Seite schieben, Tomaten nach ihr werfen. Ich vernehme schnauben, heftiges Stöhnen, Rita und Ich sind in Hochform, Rita und Ich wollen fokussieren, Rita-Ich. Wie ein vom Radar geblitztes Eichhörnchen dränge ich mich aus dem Coop. Etwas erschrocken über meine aufkeimende aggressive Ungeduld versuche ich mir die Worte des Krav Maga-Lehrers ins Gedächtnis zu rufen: «Du besitzt nicht wirklich eine aggressive Ader oder gar Selbstverteidigungsmechanismen, oder? Arme hoch und zuschlagen; Arme hoch und verteidigen, los!». Stimmt, stimmt, also ruhig durchatmen, ohhhhm. Yoga-Ich, Yoga-Ich, Yoga-Ich. Nach einer schlaflosen Nacht

schwam mir Übles ... Rita ist über Nacht geblieben und hat nicht vor, sich aus meinem Leben zu begeben. Noch drei Tage, drei Tage die Langsamkeit der Welt verfluchen, drei Tage fokussiertes Bewusstsein ohne Bewusstsein des Selbsts, drei Tage einer Leistungsnorm nachstreben, die neuronal verfälscht wird, die mein idealistisches Kern-Selbst in Frage stellt, die mich zu Rita macht. Rita: vierundzwanzig, gedopt, gelobt. Nach fünf Tagen freiwillig unfreiwilliger Selbstfremdmachung nahm Rita Abschied und ich den verdienten Schlaf in Form einer blauen Pille. Wie war das nochmals bei Matrix? Blau für Illusion, rot für Wirklichkeit. Nach fünf Tagen Daueraktivität verzichte ich liebend gerne auf die propagierte Deutlichkeit, Klarheit, Schnelligkeit meines Daseins, schlafe die Nacht durch und am nächsten Morgen wandle ich poetisch-verklärt durch die Strassen und assoziiere – Rita sagt: «Spazieren? Wieso?»

Andreas Schönenberger
a.schönenberger@stud.unibas.ch

Deborah Nobs,
dn@gezetera.ch



Ritalin (Methylphenidat)

wird zur Behandlung der Aufmerksamkeitsdefizit-/ Hyperaktivitätsstörung ADHS und bei Narkolepsie verwendet sowie als Aufputzmittel missbraucht, etwa zur Förderung der Leistungsfähigkeit oder als Partydroge.

Modafinil ist ein Wirkstoff aus der Gruppe der Stimulantien, der die Wachheit fördert und in der Schweiz zur Behandlung der Narkolepsie zugelassen ist. Weil es wach hält, wird es als Smart Drug, Dopingmittel und Partydroge missbraucht.

Aderall wird wie Ritalin und Modafinil bei ADHS und Narkolepsie eingesetzt und vorwiegend in Amerika als (study drug) zweckentfremdet, da es zur Leistungs- und Konzentrationssteigerung beiträgt.

An den Grenzen der Wissenschaft – Mad Scientists

Die Macht der Wissenschaft. Wenn wissenschaftliche Neugierde gottlos und erhaben wird, mutiert der intensive Denker zu einem Mad Scientist.

Sowohl Literatur, Filme, Fernsehserien, Comics als auch Computerspiele beherbergen unzählige Ausgeburten des sogenannten Mad Scientists. Getreu dem Motto «Sind wir nicht alle ein bisschen verrückt?», dringen die Figuren immer tiefer in ihre Forschung ein und verlieren sich in einem Wahnsinn, der moralisch und ethisch bedenklich ist. Der Drang nach Wissen dient nicht mehr alleine dem Erforschen von Sachverhalten, sondern verstrickt sich immer mehr mit der eigenen Lust, etwas Monströses zu erschaffen bis hin zum tatsächlichen Monster. Frankenstein, ein literarisches, das Klonschaf Dolly, bekannt aus den Schlagzeilen, ein reales Beispiel. Man kann sich nun fragen, was eigentlich das Ziel der wissenschaftlichen Forschung ist. Ist es im Fall Dolly die Erhabenheit, neues Leben zu erschaffen, um Krankheit und Leid zu heilen oder aber bloss der Wille eines Verrückten, sich als Gott zu erproben? Wo soll die Grenze gezogen werden? Ethische und moralische Grenzen

Motto «Sind wir nicht alle ein bisschen verrückt?»

zu überschreiten scheint ein Gradmesser dafür zu sein, ab wann ein Wissenschaftler zu einem Mad Scientist wird. Anhand drei historischen Wendepunkten, wird der ethischen und moralischen Grenze nachgegangen: vom Glaube zur Wissenschaft, die Wende nach 1945 und die heutige Gesellschaft.

Schon zu Beginn der modernen Wissenschaft, welche ihren Ursprung in der Romantik hat, wurde der Mad Scientist geboren. Er war dazumal der Wissenschaftler, der die Denkweise der katholischen Kirche hinterfragte und sich selbst als Gott versuchte. Als solcher ging er auch in die damalige Literatur ein. Als Gründungsfigur fungiert Dr. Faust, welcher Gott aus den Augen verlor und einen Pakt mit dem Geist, der stets verneint einging. Ähnlich überschreitet der Roman «Frankenstein» von Mary Shelly die Grenze zwischen Klerikalem und Wissenschaftlichem. Im Roman versucht Viktor Frankenstein, künstliches Leben aus Leichenteilen zu erschaffen. Bei der Erschaffung begeht Frankenstein einen folgenschweren Fehler und pflanzt seinem künstlichen Lebewesen versehentlich das Gehirn eines Verbrechers ein. Als

Folge dieses Irrtums mutiert das Geschäftliche zu einem Monster und festigt somit das gängige Paradigma der Kirche von der bösen und gottlosen Wissenschaft. Mit dem Ende des zweiten Weltkrieges und im Zuge der bestialischen Experimente im nationalsozialistischen Deutschland kann man eine weitere geschichtliche Grenze für den Mad Scientist ziehen. Lebt er doch beim folgenden nuklearen Rüstungswetlauf des Kalten Krieges wieder auf und prägt die wissenschaftliche Forschung erneut im negativen Sinne. Als Abbild der Wirklichkeit thematisiert Stanley Kubricks Film: «Dr. Seltam oder: Wie ich lernte die Bombe zu lieben» die destruktive Macht der Wissenschaft. Im 1964 erschienenen Film findet die Nebenfigur Dr. Seltam, ein verehrter Nazi-Wissenschaftler, gefallen an der atomaren Apokalypse und zeigt damit sehr eindrücklich den Charakter des Mad Scientist zu jener Zeit.

An der Grenze zur heutigen Gesellschaft ist der Mad Scientist eher in ruhigeren Gewässern unterwegs, versucht er nicht gerade die vierte Dimension zu finden oder erneut künstliches Leben in Form von Mensch-Computer-Maschinen, sogenannten Cyborgs zu erschaffen. In Film und Literatur hat der Mad Scientist anderen kuriosen Figuren Platz gemacht. Beispiele sind da etwa der Banker Gordon Gekko, der im Film «Wall Street» von Geldgier getrieben ist oder Lex Luthor im Film «Superman», der sich ganz im Sinne der Veränderung unserer Gegenwart vom verrückten Wissenschaftler zu einem machtbesessenen Industriellen wandelt.

Was bedeutet dieser Wandel für unsere Gesellschaft? Er zeigt, dass es massgeblich die Gesellschaft ist, die für die jeweilige Konstitution von Wahnsinn verantwortlich ist und ihn prägt. Dies ganz im Sinne Foucaults.

Das Zitat von Mark Twain: «Ein Wissenschaftler ist so lange ein Spinner, bis sich die Idee als erfolgreich erweist», zeigt sehr schön wie nahe Genialität und Verrücktheit beieinander liegen. In diesem Sinne an die Wissenschaftler: Ein wenig Verrücktheit ist wahrscheinlich von Nöten, aber bitte nicht übertreiben.

Corinne Stocker
corinne.stocker@stud.unibas.ch



Foto: ©pixelio/Rolf van Mies

«Wollen Sie soziologische Modelle nur von 9 bis 12 entwickeln? Das gibt es nicht.»

Die Uni Basel will im Rahmen des Projekts «Chancengleichheit» akademische Paare fördern. Zwei aktuelle Berufungsgeschäfte werfen diesbezüglich jedoch Fragen auf. Rektor Loprieno bezieht Stellung.

Akademische Karriere und trautes Familienglück besitzen bekanntlich keine besondere Affinität. Mehrtägige Konferenzen an entlegenen Tagungsorten, unregelmässige Arbeitszeiten je nach Publikationsdruck, ein Forschungssemester an einer amerikanischen Uni – das ist nicht gerade der Kit, der eine erfüllte Partnerschaft zusammen hält. Erst Recht nicht, wenn sich der Partner ebenfalls einem Beruf mit Karriereorientierung verschrieben hat. In einem Pilotprojekt der Universität Basel sollen die Rahmenbedingungen für solche «Dual Career Couples» an der Uni verbessert werden. Dieses steht unter dem Mantel des Bundesprogramms für Chancengleichheit 2008-2011 und

sieht verschiedene Massnahmen vor wie Kinderbetreuung, finanzielle Unterstützung der Karriere des Partners oder Beratung. Gerade solche Soft Facts würden für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei der Wahl des Arbeitsortes eine immer grössere Rolle spielen, sagt uns Rektor Antonio Loprieno im Gespräch. Doch steht diese Form von Famili-

enförderung im Falle eines Akademiker-Paares nicht quer zum Grundsatz, wonach die bestgeeigneten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterstützt werden sollen? Nein, meint Loprieno, denn Familienförderung komme nur in Frage, wenn beide Personen unabhängig voneinander ins strategische Profil der Universität passen und entsprechende Kompetenzen aufweisen. Dies festzustellen ist allerdings oft schon bei normalen Berufungen eine komplexe und langwierige Angelegenheit. Anträge werden gestellt, Freigaben erteilt, Struktur- und Berufungskommissionen gebildet, Stellen öffentlich ausgeschrieben, es finden Probevorträge, Abstimmungen und Verhandlungen statt. Welche Rolle kommt dabei Überlegungen zur Förderung von «Dual Career Couples» zu? Zwei aktuelle Berufungsgeschäfte der Philosophisch-Historischen Fakultät geben diesbezüglich zu denken.

Der Fall der Philosophie

Im Frühjahr 2010 erfährt die Philosophisch-Historische Fakultät offiziell, dass Sebastian Rödl, Professor für Theoretische Philosophie, einen Ruf der Universität Leipzig erhalten hat. Für Sebastian Rödl ein interessantes Angebot, denn seine Frau Andrea Kern hat in Leipzig eine Philo-

«Als ich die erste Stelle antrat, war es der ganzen ägyptologischen Welt klar, dass damit die Karriere meiner Frau, die eine sehr gute Ägyptologin war, abgeschlossen war: Ende der Sendung. Denn die Einstellung in unseren Ländern in Mitteleuropa war, für die Familie X ist jetzt gesorgt, lasst uns in Ruhe.» – A. Loprieno

sophie-Professur inne. Würde er das Angebot annehmen, müsste er nicht mehr getrennt von Frau und Kindern leben. Antonio Loprieno, Rektor der Universität Basel, möchte Rödl unbedingt behalten, und macht Rödl das Angebot, seiner Frau eine völlig neue Professur für Ästhetik in Basel zu schaffen. Um das Vorhaben abzusichern, versichert er der Dekanin, dass diese Stelle nicht zu Lasten der nächstens zu besetzenden Professur von Emil Angehrn geht und die Fakultät keine Kosten für die Professur zu tragen hat. Insbesondere Argumente wie die Förderung von «Dual Career Couples» und «Familienzusammenführung» werden vom Rektor ins Feld geführt. Beraten wird das Geschäft anschliessend nicht in der dafür vorgesehenen Fakultätsversam-



Foto zVg.
Andreas Zimmermann

lung, sondern direkt im kleineren Fakultätsausschuss, der eigentlich nur im Auftrag der übergeordneten Fakultätsversammlung tätig wird. Wahrscheinlich weil eine Berufung ohne Berufungskommission und öffentliche Ausschreibung, bei der die Kandidatin schon lange feststeht, in der grossen Fakultätsversammlung auf Gegenwehr stossen würde. Der Fakultätsausschuss stimmt dem Vorschlag des Rektors einstimmig (mit einer Enthaltung) zu. Die Fakultätsversammlung wird darüber in einer Mitteilung informiert. Der Rektor setzt sich anschliessend beim Universitätsrat für diese Lösung ein. Ob Andrea Kern das Angebot

annimmt, war bis zum Redaktionsschluss nicht zu erfahren.

gezetera: Herr Loprieno, rechtfertigt die Rufabwehr eines Professors und der «Dual Career Couples»-Gedanke ein Umgehen aller üblichen Gremien bei der Besetzung einer Professur?

Antonio Loprieno: Meine kurze Antwort lautet: Ja. Ich möchte sie aber begründen. Fakultäten sind in der Regel auch retardierende Instanzen unserer Universität, weil sie im Allgemeinen nicht die Erweiterung der eigenen inhaltlichen Perspektiven, sondern oft die Aufrechterhaltung der bestehenden Herzogtümer verfolgen. Ich kritisiere das nicht, das hat seine Gründe. Aber wenn eine gewisse Massnahme, etwa die Schaffung einer neuen Professur, nötig wird, ist es generell keine gute Idee, eine mehr oder weniger globale Entität wie eine Fakultätsversammlung danach zu fragen. Denn die spontane Reaktion einer Fakultätsversammlung wird sein: «Wenn diese neue Professur eingeführt wird, was passiert, wenn ich in zwei Monaten mit meinem eigenen Antrag komme?». Die Reaktion wird eher ablehnend sein. Nicht weil man gegen das Anliegen ist, sondern aus lauter Angst, dass dies eines Tages das eigene Fach betreffen könnte.

gezetera: Das Reglement der Uni lässt eigentlich fast keinen Spielraum für ein solches Vorgehen. Die Universität ist eine öffentlich-rechtliche Institution, ihre Stakeholder sind die Steuerzahler von Basel-Stadt und Baselland. Die üblichen Verfahren verschaffen einer Berufung doch Legitimität. Die Fakultätsversammlung ist zwar gross, doch werden ja normalerweise relativ kompakte Berufungskommissionen gebildet.

Was Sie als positive Aspekte hervorheben, hat bei Massnahmen, die einen gewissen innovativen Charakter haben, oft negative Seiten. Wenn Sie eine neue Besetzung anstreben, so ist es so ziemlich die schlechteste Idee, eine Berufungskommission nach klassischen Regeln zu gründen. Denn Sie wissen ganz genau, wie Berufungskommissionen funktionieren: Mitglieder der verschiedenen intellektuellen Strömungen sorgen dafür, dass ihre Vertreter in die Kommission gewählt werden. Am Schluss sind es manchmal zwanzig Mitglieder. Und das ist die beste Garantie, um jemanden zu finden, der niemanden stört, aber die schlechteste Garantie, um jemanden zu finden, der das von Ihnen anvisierte Neue macht. Unkonventionell im angesprochenen Fall ist, dass hier das Instrument der Berufungskommission mit demjenigen der Findungskommission ersetzt wurde. Eine Findungskommission ist keine bot-

tom-up entstandene Kommission, wie im Normalfall, sondern eine top-down kreierte Kommission. Und die Rechtfertigung ist, dass es gar keine bottom-up entstandene Kommission geben kann für etwas, was nicht vorgesehen war, sondern als extra (on-top) kommt. Diejenigen, die für dieses extra (on top) gesorgt haben, sind eben die Stakeholder, die entscheiden, was damit gemacht wird: Universitätsrat bzw. Bundesprogramme. Bottom-up kommt meistens bloss eine Festigung des bestehenden Angebots: Die Philosophisch-Historische Fakultät ist weiterhin mehr interessiert an zusätzlichen Stellen in Germanistik oder Anglistik, nicht jedoch in Chinesisch oder Indisch, obwohl diese Kulturen immerhin ein Drittel der Welt darstellen. Chinesisch oder Indisch kommen nur, wenn eines Tages das Rektorat sagt: «Jetzt machen wir Chinesisch!» [haut auf den Tisch]. Die Kultur einer Fakultät sträubt sich oft automatisch gegen innovative Interventionen, weil Fakultäten sinnvolle, aber oft strukturkonservative Einheiten sind.

gezetera: Also kurz: Wer bezahlt, bestimmt!

Das ist extrem brutal formuliert. Ich würde das unter dem Begriff des Stakeholder-Ansatzes camouflieren. Aber grundsätzlich glaube ich schon, dass es so läuft. Man muss bedenken, dass wir uns in einer Übergangssituation befinden. Ich würde nie einen Professor an dieser Universität gegen die Meinung einer Fakultät bestimmen, das geht nicht. Aber ich würde nicht immer warten wollen, bis eine Fakultät selbst den Antrag stellt.

gezetera: Wie haben Sie eigentlich die Eignung von Andrea Kern geprüft?

Die Qualitätskriterien werden an unserer Universität immer eingehalten. Wir haben ein Dossier mit mehreren internationalen Gutachten erstellt. Es ist insofern unkonventionell, als einige Gutachten von Fakultätsmitgliedern erstellt und andere Gutachten vom Rektorat bestellt wurden. Am Schluss waren es eigentlich mehr als bei normalen Berufungen.

gezetera: Besteht nicht die Gefahr, dass Dual Careers in kleineren Institutionen eine Dominanz in der Lehre und Forschung zur Folge hat?

Das ist eine sehr berechtigte Frage. Ja, die Gefahr besteht. Nicht nur besteht die Gefahr, sondern sie ist – ich beziehe mich hier nicht auf die Universität Basel – in der Literatur hinreichend belegt. Es besteht in der Tat eine richtige Gefahr, dass sich das Ganze zu einer Art Familiengeschäft entwickelt, was überhaupt nicht angestrebt war. Hier kann ich ihnen nur sagen: Das sind Fragen, die man nicht systematisch,

sondern nur ad hoc lösen kann. Ich kann mir z. B. sehr gut vorstellen, dass in einer Einheit, die zwar klein ist, aber nicht nur aus zwei Menschen besteht, dies auch eine Form von Konsolidierung darstellen könnte, wenn eine zusätzliche Säule kommt, die auch wissenschaftlich gesehen für Stabilität sorgt. Ich kann mir aber auch sehr gut vorstellen, dass da zwei Menschen kommen, die anfangen zu schwadronieren, als ob sie die neuen Herrscher wären. Da hätten wir ein echtes Problem. Ich glaube, dass hier letzten Endes die Frage der Befangenheit zentral ist. Und die Frage der Befangenheit kann man nicht per Gesetz lösen. Wenn eine solche Massnahme getroffen wird, diskutieren die jeweiligen Universitätsleader – Dekane, Rektoratsmitglieder, Studierendenvertreter – miteinander darüber. Das ist nicht etwas, was im stillen Kämmerlein hier [im Büro des Rektors, Anm. gezetera] beschlossen wird. Wenn eine solche Gefahr besteht und wir sie voraussagen können, etwa weil man weiss, dass es sich um Herrn und Frau Gaddafi handelt, ist Dual Career natürlich keine gute Idee – und es gibt bekanntlich verschiedene Schattierungen von Gaddafi. Aber hier ist Menschenkenntnis gefragt, und da würde ich mir wünschen, dass all jene, die berechnete Befürchtungen haben, dies thematisieren und diskutieren, wenn sie am Horizont diese Gefahr sehen.

Der Fall der Soziologie

Im Gegensatz zum ersten Fall, ging man im aktuellen Berufungsgeschäft der Soziologie nach geregelten Abläufen vor. Infolge der Wegberufung von Prof. Urs Stäheli im Jahr 2010 wurden ein Strukturbericht verfasst, die Freigabe für die Professur erteilt, eine Berufungskommission gebildet, die Stelle öffentlich ausgeschrieben, Probevorträge gehalten und ein Listenvorschlag zuhanden der Fakultät erstellt. Der Listenvorschlag wurde von der Berufungskommission in geheimer Abstimmung sehr klar (9:0:0) verabschiedet. Den ersten Platz (primo loco) besetzte ein junges Paar, das sich zusammen für die Stelle im Job-Sharing (je 50 Stellenprozente) beworben hat und die Stelle als Assistenzprofessur mit Tenure Track antreten würde. Dies bedeutet, dass beide nach einer gewissen Frist evaluiert werden und bei positivem Ergebnis, die Stelle in eine vollwertige Professur umgewandelt wird. In der Fakultätsversammlung vom 14. April 2011, wo der Bericht verabschiedet werden muss, stösst die Platzierung bei verschiedenen Professoren auf Kritik. Ein Kritikpunkt ist die Jobsharing-Lösung für das erstplatzierte Paar. So sei nicht klar,

ob die Professur nach der Evaluation als Jobsharing-Ordinariat weitergeführt werden soll oder ob dann zwei volle Professuren entstünden. Bemängelt wird auch, dass bei dieser Konstellation nicht klar sei, was passiert, wenn nur eine Person positiv evaluiert würde. Prof. Emil Angehrn, Vorsitzender der Berufungskommission, stellt klar, dass die Jobsharing-Lösung von der Rektoratsvertreterin begrüsst worden sei und diese auch diesbezüglich mit dem Rektor Rücksprache gehalten habe. Die Liste wird anschliessend mit 27 Ja zu 0 Nein, bei 21 Enthaltungen angenommen und an das Rektorat weitergeleitet. Am 25. August 2011 stellt der Rektor dem Universitätsrat den Antrag, nicht mit dem jungen Paar, sondern mit dem zweitplatzierten Kandidaten zu verhandeln. Offiziell, weil man Tenure Track Assistenzprofessuren nicht im Jobsharing anbieten möchte.

gezetera: Herr Loprieno, im einen Fall halten Sie den Dual Career-Gedanken hoch, im anderen Fall lehnen Sie eine Besetzung ab, weil ein Paar im Jobsharing arbeiten möchte. Ist das nicht ein Widerspruch?

Antonio Loprieno: Der erste Grund, weshalb das Rektorat in diesem Fall auf den von der Fakultät (secundo loco) gesetzten Kandidaten eingegangen ist, war das Stimmenverhältnis in der Fakultätsversammlung. Dies war eines der Berufungsgeschäfte, die auf wackligen Füßen standen, wenn man weiss, wie Abstimmungsergebnisse zu lesen sind. Unsere Recherchen haben ergeben, dass der Grund für die hohe Zahl von Stimmenthaltungen, die Unzufriedenheit mit der Möglichkeit war, eine Stelle mit zwei Junior-Kandidaten zu besetzen. Ich weiss nicht, ob das tatsächlich stimmt. Aber dies wurde angesichts der Nachfolge einer doch relativ namhaften, etablierten Professur als problematisch angesehen.

Der zweite Grund ist ein strategischer. Es geht um die Zukunft einer Stelle auf Tenure Track, nicht um die Zukunft einer geteilten Stelle. Wir haben keine Praxis, die es uns erlauben würde, zu entscheiden, was passiert, wenn eine von diesen Kolleginnen und Kollegen Tenure bekommt und die andere nicht. Der Fall von Frau Kern ist ein Fall, bei dem die Universität eine volle Professur eingerichtet hat. 50%-Professuren können zweierlei bedeuten: Jemand würde gerne 100% arbeiten, die Uni hat aber nur für 50% Geld, oder die Uni hätte gerne jemanden zu 100%, die Person möchte aber mit den restlichen 50% etwas anderes machen. Im Fall der Soziologie lag die Vermutung – durch die Akten auch verifizierbar – nahe, dass die zwei Kandidaten keine Alternative für die übrigen 50%

hatten. Das waren zwei Wissenschaftler, die jeweils auch eine 100%-Stelle hätten besetzen können, weil sie auf Stellensuche sind. Unsere Erfahrung hat gezeigt, dass Forschende, die auf Teilzeitstellen sind, bei der ersten Gelegenheit – erst recht, wenn sie gut sind – zu einer 100%-Stelle wechseln. Sie werden kaum eine Forschende oder einen Forschenden finden, der sagt: Ich hätte zwar meine ganze Zeit zur Verfügung, möchte aber nur zur Hälfte der Zeit arbeiten. Wollen Sie soziologische Modelle nur von 9 bis 12 entwickeln? Das gibt es nicht. Das Modell des Job-Sharing stösst bei der akademischen Auslegung – zumal, wenn wir nicht wissen, wie es mit Tenure weiter geht – auf seine Grenzen. Letzten Endes war es ein zu unsicheres Unterfangen.

gezetera: Man hat sie also nicht berufen, nur weil man keine Erfahrung damit hatte?

Keine Erfahrung ist eine etwas euphemistische Darstellung. Auch weil die Gefahr besteht, dass man am Ende zwei volle Professuren besetzen muss. Dass das, was als 50% anfängt, sich in drei Jahren als zwei 100% Professuren entwickelt.

gezetera: Solche Dinge lassen sich doch vertraglich regeln.

Nicht wirklich. Nehmen wir an, dass eine Person Tenure bekommt und die andere nicht. Bieten Sie dann der einen Person die restlichen 50% an? Das wäre ja schrecklich. Mein Rat ist: Lasst das mit der Teilzeit. Ich habe die ersten Jahre in diesem Amt damit verbracht, diese 75%-, 65% oder 83%-Professuren, die sich die Philosophisch-Historische Fakultät angetan hat, zu beseitigen. Ein Professor ist in der Regel ein 100% Professor. Meine Assistentin ist zu 90% angestellt, weil sie mit ihrem restlichen 10% Yoga lehrt. Dasselbe gilt für Angestellte in der Personalabteilung, die sich am Nachmittag ihren Kindern widmen möchten. Aber eine Soziologin zu 50%?

gezetera: Es entsteht der Eindruck, dass es bezüglich Berufungen eine Machtkonzentration im Rektorat gibt. Im einen Fall setzt man alle Hebel in Bewegung, organisiert Geld, arbeitet an den offiziellen Gremien vorbei, im anderen Fall, setzt man sich über die eingesetzten Gremien hinweg.

Weil eben nicht alle Fälle gleich sind. Wir befinden uns in einer Übergangssituation. Wir kommen aus einer Tradition, in der die Empfehlung der Fakultät grundsätzlich heilig war und bewegen uns hin zu einer Situation – siehe den Fall Kern –, wo im Grunde fast ohne die Fakultät operiert wird. Was wir den Fakultäten sagen ist im-

mer, nur Personen auf eine Berufsliste zu setzen, die sie unbedingt wünschen. Wir sollten nicht anfangen, zwischen Platz eins, zwei und drei zu streiten. Wenn Sie den Berufsbericht der Soziologie von einer neutralen Person lesen lassen, dann tritt der Zweitplatzierte wie eine Nummer Eins auf. Im Falle der Erstplatzierten gab es Vorbehalte, beim Zweitplatzierten schien alles perfekt. Was tun Sie dann? Die Fakultäten müssen – wenn sie ihre Wünsche durchsetzen wollen – sorgfältiger argumentieren. Denn an der Universität gibt es keine (Macht), es gibt nur Einfluss. Niemand hat Macht, das Rektorat am allerwenigsten, und dies ist auch gut so. Diese Entscheidung haben wir gemeinsam mit

dem Dekanat in einem Strategiegespräch getroffen. Wir haben explizit gesagt, dass die Erstplatzierten angestellt werden könnten. Wir haben eine volle Assistenzprofessur für sie

angeboten, ohne Tenure Track. Es ist also nicht so, dass wir den fakultären Wunsch umschiffen haben. Wenn ich an der Stelle der Dekanin wäre, würde ich die beiden Erstplatzierten zu je 50% anstellen. Eine zusätzliche Assistenzprofessur steht zur Verfügung. Der einzige Vorbehalt betraf den Zusatz Tenure Track.

gezetera: Braucht es Ihrer Ansicht nach neue Instrumente bei den Berufungen? An Deutschen Unis gibt es bestimmte Verfahren, mit denen man hervorragende Wissenschaftler auch ohne Berufung direkt anstellen kann.

Ganz genau. Und das machen wir letzten Endes.

gezetera: Ja, aber ist dieses Vorgehen reglements-konform? Dürfen Sie das überhaupt tun, was Sie im Falle von Sebastian Rödl und Andrea Kern gemacht haben?

Wie meinen Sie das: Dürfen Sie das?

gezetera: Findungskommissionen werden doch im Auftrag der Fakultät eingesetzt. Das war im Fall von Andrea Kern nicht so, hier wurde das Rektorat von selbst aktiv und dafür gibt es keine Grundlage im Reglement.

Aber ich verstehe diesen Gedankensprung nicht. Es gibt ein Reglement und das Reglement regelt, was passiert, wenn jemand emeritiert wird. Dann wird ein Strukturbericht in Auftrag gegeben. Das heisst: Der Normalfall ist die Kontinuität in der Besetzung einer Professur. Aber das ist ja gar nicht der Fall hier. Die Situation ist: Wir haben ein neues Anliegen und es gibt kein Reglement für das neue Anliegen.

gezetera: Aber für die Schaffung neuer Stellen sollte das Reglement doch auch gelten.

Ja genau. Und das passiert von Fall zu Fall. Es werden oft neue Professuren geschaffen. In der Philosophisch-Historischen Fakultät leider wenig, weil sie etwas konservativ ist. Aber etwa in der Philosophisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät schon – Gott sei Dank auch nicht täglich. Aber dort ist man eher geneigt zu argumentieren: Jetzt haben wir diesen neuen Forschungsbereich, da brauchen wir unbedingt einen neuen Professor, wer käme da in Frage? Fragen wir doch den.

gezetera: In diesen Fällen gibt es also keine Berufungskommissionen?

Es gibt kaum klassische Berufungskommissionen in der Phil.-II-Fakultät. Das muss auch universitär reflektiert werden. Oft sind Berufungskommissionen, insbesondere wenn sie aus sehr vielen Mitgliedern bestehen, nicht das richtige Gremium.

«Wenn der Rektoratsvertreter der- oder diejenige wäre, die sagt, wo es lang geht, dann wäre es pathetisch, dann gäbe es keine Kommission mehr.»

- A. Loprieno

gezetera: Warum nicht?

Ich beschreibe Ihnen – etwas liebevoll ironisch – die zwei idealtypischen Berufungsverfahren in den zwei grossen Fakultäten. In der Phil.-I-Fakultät bekommen Sie einen Bericht mit einer Laudatio von sechs Kollegen (zwei auf Platz eins, zwei auf Platz zwei, zwei auf Platz drei): alle super! Und Sie fragen sich: Warum haben Sie Herrn X an erste Stelle gesetzt, warum Frau Y an Dritte, wenn sie alle so super sind? In der Phil.-II-Fakultät bekommen Sie einen Namen, (primo et unico loco), mit einem Brief des Dekans, in dem steht: «Lieber Herr Rektor, falls Sie nicht heute Nacht diesen Mann anrufen, der sich zwar zurzeit im Flugzeug zwischen Pasadena und Ontario befindet, und falls er bis morgen kein Angebot von Ihnen bekommt, sind Sie ein Idiot» – Letzteres sagt er zwar nicht, aber das denkt er. Das verleiht diesen Professuren eine Form von Etabliertheit. Die Phil.-I-Fakultät ist sehr an der Einhaltung gewisser Reglementarien interessiert. Generell würde ich die Meinung der Fakultät immer respektieren. Das Rektorat entscheidet sich praktisch nie gegen eine Liste, die von einer Fakultät sehr stark unterstützt wird. Problematisch wird es aber, wenn in der Fakultät eine Mehrheit und eine Minderheit unterschiedliche Kandidaten portieren. In diesen Fällen kann es auch zu einer Dele-

gitimierung ihrer Kompetenzen kommen. Dann geht die Liste zurück. Deshalb ist es immer besser, eine Person mit starkem Rückhalt als drei Kandidaten mit unterschiedlichen Profilen vorzuschlagen, das ist kompliziert.

gezetera: Für komplizierte Fälle ist es ja auch immer gut, dass ein Vertreter des Rektorats in den Berufungskommissionen dabei ist. Im Falle der Soziologie wurden aber von der Vertreterin des Rektorats nie jene Bedenken geäussert, die Sie bezüglich Tenure Track genannt haben. Wie läuft die Kommunikation zwischen der Rektoratsvertretung und dem Rektorat?

Der Auftrag dieser Person ist, dafür zu sorgen, dass die strategischen Richtlinien, die mit dem Strukturbericht einhergehen, auch eingehalten werden. Der Vertreter ist kein Spion des Rektorats. Sie haben natürlich Recht, wenn Sie sagen: Da sitzt eine Vizerektorin und es geht um solche Grundsätze, warum hat sie nichts gesagt? Frau Vizerektorin hat jedoch in anderen Fällen auf die Problemhaftigkeit der Liste hingewiesen, etwa im Sinne des Alters einiger Kandidatinnen und Kandidaten. Wenn ich dieses Beispiel erwähne, ist es deshalb, weil man verstehen muss, wie komplex die Position des Rektoratsvertreterers ist. Wenn der Rektoratsvertreter der- oder diejenige wäre, die sagt, wo es lang geht, dann wäre es pathetisch, dann gäbe es keine Kommission mehr. Dann würde jede normal denkende Kommission sagen: Macht eure Arbeit alleine! Das kann nicht sein. Auf der anderen Seite haben Sie Recht: Das Rektoratsmitglied sollte auf potentielle Probleme hinweisen. Auch diese Frage haben wir mit Frau Kaiser diskutiert. Aber ich muss Ihnen sagen, ich wäre überfordert gewesen. Wenn ich da gewesen wäre, hätte ich genauso gehandelt wie Frau Kaiser. Wenn ich sage, dass wir bezüglich der Berufung unsicher waren, will ich nicht sagen, dass es unmöglich war. Aber es war uns angesichts der Konstellation zu kompliziert. Wenn die Fakultät gesagt hätte: Das sind die Zwei und Schluss! Dann hätten wir gedacht: Das ist zwar komplex aber schauen wir mal, was sich machen lässt. Aber angesichts der etwas geteilten fakultären Meinung sagen Sie sich: dann lassen wir das doch sein. Es ist immer ein Abwägen von Schwierigkeiten.

Kommentar

Chancengleichheit ist ein komplexes Verhältnis. Die beiden Fälle zeigen deutlich, dass die Zielsetzung der Förderung von Dual Career Couples – ähnlich wie die

Förderungen von Professorinnen – nicht einfach in die universitäre Anstellungspraxis eingeführt werden kann, sondern sich allererst in einem üppigen Geflecht von Ansprüchen behaupten muss. Neben dem ethischen Erfordernis der Vereinbarkeit von akademischer Karriere und erfüllter Partnerschaft tritt das legitime Interesse der Universität, besonders fähige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für Forschung und Lehre zu gewinnen und zu halten, der Anspruch auf eine durch Fakultät und Studierendenschaft demokratisch legitimierte Wahl sowie die Forderung nach Rechtskonformität und Transparenz des Verfahrens – um nur die wichtigsten Ansprüche zu nennen.

Wer Familienförderung nur als Standortargument im universitären Wettbewerb sieht, verkennt den ethischen Charakter dieses Anliegens. Die Universität hat nicht die Aufgabe, Partnerschaften gelingen zu lassen, doch sie muss die Möglichkeit einer gelungenen Partnerschaft nach besten Kräften offenhalten – auf allen Ebenen. Dies kann unter Umständen auch die Einführung von Teilzeit-Stellen erfordern. Der zweite Fall zeigt auf, dass es hier noch grossen Diskussionsbedarf gibt – es kann nicht sein, dass fehlende Präzedenzfälle und fragwürdige Mehrheitsentscheide hier die ausschlaggebende Rolle spielen. Auf der anderen Seite wäre es absurd, Familienförderung auf Kosten von fachlicher, didaktischer und sozialer Kompetenz und deren demokratischen Legitimierung zu betreiben. Der erste Fall eines fachlich sehr anerkannten, im Fakultätsausschuss abgestützten Akademiker-Paares deutet an, dass die rechtlichen Vorgaben hier möglicherweise zu starr sind – das proaktive Vorgehen des Rektorats scheint hier in der Sache, auch angesichts des Zeitdrucks, durchaus rechtfertigbar zu sein. Flexiblere Instrumente zur Vorselektion geeigneter Kandidaten könnten hier Licht in opake Praktiken bringen – wobei die demokratische Form natürlich gewährt bleiben müsste. Solange Familienförderung nicht systematischer und lebendiger Teil der universitären Praxis wird, wird sie in diesem Kräftefeld kaum als genuines Anliegen bestehen.

Sven Schopfer
scs@gezetera.ch

Jan Schürmann
jas@gezetera.ch

Von Ochsenhäuten, Festmählern und Handgranaten – Studentisches Leben im alten Basel

Of heisst es, das Leben der Studierenden im guten alten Liz sei freier und unbeschwerlicher gewesen. Ob diese Schwärmereien für das 17. und 18. Jahrhundert auch zutreffen – urteilt selbst ...

Damals wie heute begann das Basler Studentenleben mit der Immatrikulation, die bis ins 18. Jahrhundert mit einem kostenpflichtigen Ritus verbunden war. In Anwesenheit wichtiger Fakultätsmitglieder mussten die neuen Studenten sich riesige Zähne in den Mund stecken, einen mit Hörnern besetzten Hut aufsetzen und Ochsenhäute überziehen, was sie übrigens äusserst peinlich fanden. Während des Rituals entfernte man Häute und Hörner, zog die Zähne und bearbeitete diese. Dazu hielt der Dekan eine Rede: In der Schule hätten die Neuen sich tierische Sitten angewöhnt (symbolisiert

er (unter anderem deshalb, weil die Absolventen einen Doktorschmaus für universitäre und städtische Obrigkeiten veranstalten mussten). Da der Titel oft missbraucht wurde, genoss ein Doktor auch nicht unbedingt ein hohes Ansehen.

Wer sich nun immatrikuliert hatte, wollte nicht unbedingt auch hier einen Abschluss machen. Dies galt weniger für die philosophische Fakultät, deren Besuch die Voraussetzung für die Immatrikulation an den drei übrigen Fakultäten war und die in etwa einer Sekundarstufe II entsprach. In der Theologie, Jurisprudenz und Medizin waren Schweizer oft sogar in der Minderheit; es überwogen Studenten aus dem restlichen deutschsprachigen Raum, aber auch Dänen, Holländer, Franzosen und Ungaren studierten in Basel. Schwerer als die regionale Herkunft wog die Religion: die Studenten waren fast ausschliesslich Protestanten. Auch wer nur kurz in Basel weilte, konnte sich zur Promotion anmelden. Dazu legten die Studenten zunächst ein Sittenzeugnis vor, das z.B. über eheliche

Abkunft Auskunft gab, und mussten dann versprechen, sich bei beruflichem Misserfolg nicht an der Universität zu rächen. Abgesehen von mündlichen Examina

hielten die Prüflinge auch Vorlesungen und absolvierten eine Disputation (Redegefecht über bestimmte Thesen). Deren schriftliche Ausarbeitung umfasste von 20 bis zu über 100 Seiten und entwickelte sich im Laufe der Jahre zur heutigen Dissertation. In Basel wurde sie meist vom Prüfling selbst festgehalten, andernorts aber durchaus auch vom Professor.

Allerdings verliess eine grosse Zahl an Studenten die Universität ohne Titel, da dieser nicht überall verlangt wurde. Eine feierliche öffentliche Promotion war zudem teuer (unter anderem deshalb, weil die Absolventen einen Doktorschmaus für universitäre und städtische Obrigkeiten veranstalten mussten). Da der Titel oft missbraucht wurde, genoss ein Doktor auch nicht unbedingt ein hohes Ansehen.

Wie man ohne Kopierer studiert

Insgesamt brachte die Immatrikulation keinen grossen Unterschied zur Schule. Die Uni war keine Forschungsanstalt: man suchte nicht die Wahrheit, sondern lehrte und übte sie ein. Auch hatten die älteren Studenten die jüngeren zu kontrollieren und ihre Vergehen zu melden. Wurden die Studenten beim Schwänzen öffentlicher Akte, beim Zuspätkommen oder Schwänzen der Stunden ertappt, drohten Bussen, und wurden diese nicht bezahlt, der Karzer.

Zum Ausgleich fiel der Unterricht wegen Verwaltungsgeschäften oft aus, d.h. es wurde nur an 4 Tagen unterrichtet. Gab es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch 14 Wochen Ferien (2 davon beim Amtsantritt eines neuen Rektors), dehnten sie sich Anfang des 19. Jahrhunderts auf 20 Wochen aus, bis sie 1818 auf

2 Monate verkürzt wurden.

Falls sich die Studenten nun aus lauter Langeweile in die Bibliothek zurückziehen wollten, hatten sie schlechte Karten. Die Bibliothek war für Professoren wie für Studenten nur donnerstags von 1 bis 3 Uhr geöffnet und finanziell bedingt schlecht ausgestattet. Im 17. Jahrhundert durfte nur Bücher ausleihen, wer in Basel promovieren wollte und eine Genehmigung des Dekans besass. Mitte

des 19. Jahrhunderts war die Bibliothek immerhin schon an 6 Tagen je 2 Stunden zugänglich. Es durften 6 Bücher ausgeliehen werden, und wenn ein Buch trotz Mahnung nicht zurückgebracht wurde, kam ein Mitarbeiter persönlich zu Hause vorbei, um es zu holen. Natürlich kamen an der Uni primitive Vervielfältigungsgeräte erst Anfang des 20. Jahrhunderts auf. Für eine «Kopie» brauchte man eine Genehmigung und musste ein Exemplar dem Oberbibliothekar abliefern.

Mag dies auf heutige Studierende beschwerlich wirken, war auf der anderen Seite das Betreuungsverhältnis persönlicher als heute. Von 1600 bis zum 30-jährigen Krieg immatrikulierten sich jährlich rund 116 Studenten (heute sind es pro Semester über 2000), Ende des 17. Jahrhunderts waren es noch etwa 40 pro Jahr, bis 1798 mit lediglich 4 der Tiefpunkt erreicht war. So bemerkte ein deutscher Reisender 1776: «Ich glaube, ein Fremder, der nicht wüsste, dass hier eine Universität ist, könnte jahrelang in Basel leben, ohne es zu wissen, wenn ihn nicht ein Ungefähr darauf führte. Ich besinne mich nicht, jemals hier einen Studenten bemerkt zu haben, und in der That ist ihre Zahl gewöhnlich zwischen sechzig und siebenzig.» Noch 1853 kamen auf einen Dozenten knapp 3 Studenten.

Mag dies auf heutige Studierende beschwerlich wirken, war auf der anderen Seite das Betreuungsverhältnis persönlicher als heute. Von 1600 bis zum 30-jährigen Krieg immatrikulierten sich jährlich rund 116 Studenten (heute sind es pro Semester über 2000), Ende des 17. Jahrhunderts waren es noch etwa 40 pro Jahr, bis 1798 mit lediglich 4 der Tiefpunkt erreicht war. So bemerkte ein deutscher Reisender 1776: «Ich glaube, ein Fremder, der nicht wüsste, dass hier eine Universität ist, könnte jahrelang in Basel leben, ohne es zu wissen, wenn ihn nicht ein Ungefähr darauf führte. Ich besinne mich nicht, jemals hier einen Studenten bemerkt zu haben, und in der That ist ihre Zahl gewöhnlich zwischen sechzig und siebenzig.» Noch 1853 kamen auf einen Dozenten knapp 3 Studenten.

Es durften 6 Bücher ausgeliehen werden, und wenn ein Buch trotz Mahnung nicht zurückgebracht wurde, kam ein Mitarbeiter persönlich zu Hause vorbei, um es zu holen.

Es durften 6 Bücher ausgeliehen werden, und wenn ein Buch trotz Mahnung nicht zurückgebracht wurde, kam ein Mitarbeiter persönlich zu Hause vorbei, um es zu holen.

Auch wer nur kurz in Basel weilte, konnte sich zur Promotion anmelden. Dazu legten die Studenten zunächst ein Sittenzeugnis vor, das z.B. über eheliche Abkunft Auskunft gab, und mussten dann versprechen, sich bei beruflichem Misserfolg nicht an der Universität zu rächen.



Foto: zVg www.unigeschichte.unibas.ch/F. Staelin und E. La Roche, 1911

Kirchgang, Lesekränzchen und diplomatische Verwicklungen mit Zürich

Das Häuflein Basler Studenten galt als vergleichsweise bieder und brav – sie hielten sich im Allgemeinen an das Handgelübde, das sie dem Rektor bei der Immatrikulation noch bis ins 20. Jahrhundert zu leisten hatten. So fehlte in Basel das Penaljahr, in dem junge Studenten den älteren Dienstleistungen erbringen mussten. Stattdessen spielte man Karten, traf sich zur gemeinsamen Leserunde und ging sonntags pünktlich in die Kirche. Es gab in Basel auch keine bewaffneten Studententruppen wie in anderen Städten. 1614 wurde etwa nächtliches Umher-spazieren sowie Tanzen grundsätzlich untersagt (von Fluchen, Saufen und Huren ganz zu schweigen). Besonders Philosophiestudenten waren

Etwas kurios mutet dagegen der Fall von einigen Studenten an, die eines Tages im Jahr 1683 um 9 Uhr nachts auf dem Münsterplatz mit Handgranaten zu werfen gedachten, um den Sieg über die Türken bei Wien zu feiern

aufgrund ihres jugendlichen Alters vielen Regeln unterworfen: militärische Hüte waren ebenso verboten wie lange Degen. Nicht einmal woanders beliebte studentische Aktivitäten wie Reiten oder Fechten wurden in Basel gepflegt. Duelle mit Messern oder Degen zwischen Studenten sind kaum dokumentiert; wenn sie stattfanden, waren sie selten tödlich. Berüchtigt waren Studenten vielmehr für ihr chronisch leeres Portemonnaie, weshalb sie bald einmal nur noch Kredite für Kleidung, Bücher, Kost und Logis bekommen durften.

Wirkliche Skandale waren selten. Etlliche diplomatische Verwicklungen löste etwa 1671 der St. Galler Jakob Hoeg-

ger bei seiner Promotion aus. In seiner Rede schien er über Zürich herzuziehen, was dort heftige Empörung hervorrief. Er musste sich entschuldigen, für die seinetwegen entstandenen Mühen zahlen und wanderte nur durch Fürsprache aus Zürich nicht in den Karzer.

Etwas kurios mutet dagegen der Fall von einigen Studenten an, die eines Tages im Jahr 1683 um 9 Uhr nachts auf dem Münsterplatz mit Handgranaten zu werfen gedachten, um den Sieg über die Türken bei Wien zu feiern (zudem erklärten sie später, sie hätten das Kriegshandwerk üben wollen). Ihnen zufolge hatten die Anwohner und Altbürgermeister Socin nichts einzuwenden. Dennoch wurden sie von Wachen verprügelt, woraufhin

sich die Studenten bei der Regenz beschwerten, Basels Uni verkomme zu einer Dorfschule. Ihr gewichtigstes Argument war allerdings, dass der Stadt und der Uni Geld verloren ginge, würden sich potentielle Studenten abwenden. Das Ganze endete mit einem Arrest für die Wachen.

Insgesamt war das Studentenleben in früheren Jahrhunderten wohl nicht unbedingt freier und unbeschwerlicher als heute. Jedoch lässt sich sagen, dass die Basler Studierenden bis heute eher unauffällig, brav und fleissig geblieben sind – oder?

¹ Diese entsprach der heutigen philosophisch-historischen und der philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät.

Yvonne Siemann
yvonne.siemann@stud.unibas.ch

Stahelin, Andreas:
Geschichte der Universität Basel 1632-1818. Basel: Helbing & Lichtenhahn, 1957.

Stahelin, Andreas:
Studentensitten und Studentenscherze im alten Basel. Basel, 1954.

SELBSTVERSTÄNDLICH MACHE ICH AUCH EINEN KOPFSTAND FÜR DICH.



Aber was ich am besten kann, ist **Text durchsehen und reparieren** und gute Ratschläge erteilen, wenns drum geht das **Optimum aus Deiner Bachelor- oder Masterarbeit herauszuholen.**

Du kannst mich testen: Schick mir die Einleitung plus vier Seiten Deiner Arbeit per Mail oder Post. Du erhältst sie innert einer Woche zurück – kostenlos. (Arbeiten aller nicht exakten Wissenschaften)

Korrektorat/Lektorat
Damit Dein Text gut ankommt.

Niklaus Waber - Tel. 062 751 29 68 - E-Mail: bessertext@bluewin.ch

Bilder von Schweiz

Das Jahr 2011 bringt eine Vielzahl von Büchern mit sich, die sich mit der Schweiz und der Geschichte und den Geschichten der Schweiz auseinandersetzen. Ein Lesestreifzug.

Selten macht man sich heute noch die Mühe, im Diskurs um die Schweizer Geschichte zwischen Geschichte und Geschichtsbild zu unterscheiden. Nichts wird hartnäckiger vernebelt und verschleierte als die Faktenlage, die den jeweils *gebrauchten* Geschichtsbildern zugrunde liegt bzw. abgeht. Dass das Geschichtsbild eine Konfiguration, ein interessegeleiteter Gebrauch von Fakten wie Fiktionen ist, wird entweder grosszügig-altbundesrätlich verschwiegen oder mit solcher Hartnäckigkeit betont, dass man es kaum mehr hören will. Nie zeigt sich das klarer als in einem Wahljahr, wo die einen ihre Mantras und Durchhalteparolen krähen, andere auf längst abgefahren gewählte Züge aufspringen und die dritten sich ostentativ von dem vermeintlich irrelevanten Thema abwenden. Doch auch neben politischen Nebelpetarden und der habituellen Herablassung gegenüber Tell & Co. zeigt sich heuer in einer Vielzahl von Publikationen ein reges Interesse an dem Thema.

Ein Schweizer Exportschlager

Da ist das Buch «Söldner für Europa» des Autors und Journalisten Jost auf der Maur. Im ersten Teil erzählt er die Geschichte

seiner Familie, die über Jahrhunderte am Schwyzer Söldnerhandel beteiligt war. Dann verlässt er die Ebene der Familiengeschichte und widmet sich allgemeinen Fragen. Abgeschlossen wird der erste Teil mit einem Reigen von historischen (bzw. historisch verbrämten) Bildern. Hier finden sich Darstellungen von Schweizer Söldnern, sie reichen von den Rom-Kampagnen französischer Könige über die Seeschlacht von Lepanto bis zu Kampagnen in Indien und der Deckung von Napoleons Rück-

zug über die Beresina. Im Anhang liefert auf der Maur ein Söldnervokabular, eine detaillierte Ahnengalerie und eine «Kulturspur» des Söldnerwesens. Ausserdem kommen hier junge Historiker zu Worte, die sich mit dem Thema auseinandersetzen. Abgeschlossen wird der Band von einer bebilderten Rundreise.

Auf der Maur zeigt das Söldnerwesen als arbeitsteiliges Familienunternehmen, in dem die Männer ins Feld zogen, während die Frauen Nachschub anwarben oder Soldzahlungen und Logistik koordinierten. Ein pikantes Detail ist das Kleingedruckte der Söldnerverträge. Dort wurden die in ganz Europa verteilten Fürstenhöfe, die Schweizer Söldner hatten, verpflichtet, ihre Truppen im Gefahrenfall in die Heimat zu entlassen. Daraus jedoch wie auf der Maur einen Hauptgrund für die relative Unversehrtheit der Eidgenossenschaft abzuleiten, wirkt etwas thesenhaft. Genau wie gewisse Beschreibungen des Söldner(un)wesens aus zeitgenössischen Quellen hätten auch diese Passagen eine beherrschtere theoretische Flankierung verdient.

Jost auf der Maur legt eine leicht lesbare Einführung vor. Das hat den Preis einer manchmal allzu journalistischen Sprache (alleine die Formulierung «Schwyzer Samurai!»). Über viele Fakten wird hinweggehuscht, etwa über die nicht mit jedem Geschichtsbild kompatiblen Schwyzer Vögte («landfogti») im Tessin. Hat man sich damit erst einmal angefreundet, ist das Büchlein auch

schon fast durchgelesen und man ist um manches anregende Wissen reicher. So erfährt man, warum Schwyz dreihundert Jahre lang steuerbefreit war oder wie es den Oligarchen gelang, ihre Landgemeinden bei Laune zu halten (ein Lehrstück über die Kongruenz von politischer und wirtschaftlicher Elite).

Negativ einzuwenden bleibt, dass auf der Maur an manchen Stellen etwas gar nah an der eigenen Familiengeschichte bleibt. Dagegen ist nichts einzuwenden, es resultiert aber kaum Erkenntnisgewinn. Zum Glück stehen am Ende des Buches die flapsig «Literatur, die weiterführt» genannten Lesehinweise. Bleibt zu hoffen, dass nicht nur geneigte Laien dieses Buch lesen werden. Denn einer jungen Generation von Historikern die Arbeit

abnehmen wollte der Autor ja, wie er selbst zugibt, nicht. Sein Bändchen entlässt einen mit dem Bedürfnis, bald mehr in der Sache zu lesen.

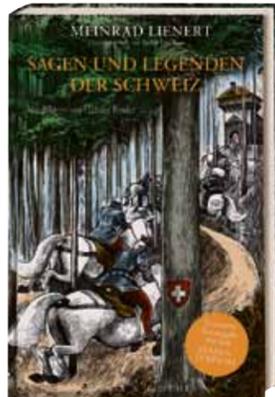
Sagen und Helden

Das Buch «Sagen und Legenden der Schweiz» hat eine spannende Geschichte: Erstmals publiziert wurde es im Jahr 1914 vom bekannten

Dialektdichter Meinrad Lienert. Nun liegt es in Neuauflage vor. Um die Sammlung zu aktualisieren, nimmt Herausgeber Stefan Ineichen die nötigen Aktualisierungen vor (Sprachgebrauch, Wortwahl, Inhalt etc.). Der Künstler Hannes Binder hat das Buch in Schabkartontechnik illustriert. Seine Bilder setzen die Stimmung der Texte, erzählen sie fort und rücken manchmal ungewohnte Protagonisten in den Vordergrund.

Das Buch ist in vier Abschnitte aufgeteilt («Geister, Feen und Hexer», «Heilige und Sünder», «Sagen der Urschweiz» sowie «Geknechtete und Helden»). Es finden sich die verschiedensten Stoffe. Von der Entstehung der Teufelsbrücke über das «Sennentuntschi», Paracelsus und den heiligen Meinrad bis zu einem ausnahmsweise tatsächlich verbürgten politisch motivierten Mord reicht das Spektrum der Sagen und Legenden. Die Habsburger finden sich für einmal nicht nur auf der Seite der Verfeimten, Schänder und Tyrannen, sondern werden auch als bestens vernetzte, listige Verbündete manch einer nachmaligen Schweizer Stadt gezeigt.

Nach jedem Text steht ein Kommentar, der Bezüge innerhalb der Sammlung aufzeigt, aber auch historische Häppchen kredenzt und manchmal auch augenzwinkert. So findet sich im Kommentar zum hinlänglich bekannten Winkelriestoff der herrlich launische Verweis auf eine apokryphe Internetquelle, laut welcher Winkelriets tatsächlichen letzten Worte «Höred uf schupfe, ihr dumme Sieche» gewesen seien. So wird auf verspielte, lustvolle Art die Doppelgestalt der Geschichten zwischen Sagen und Hörensagen aufgenommen: Was ist hier verbürgt? Was frei erfunden? Nebst solchen impliziten Fragen zeigen die



Rahmentexte die Stoffwege auf, zeigen, was von Lord Byron aufgenommen wurde oder was über SJW-Hefte eine weitere Verbreitung fand. Dass in den Kommentaren nicht vor dem einen oder anderen «Kuckucksei» seitens des Herausgebers zurückgeschreckt wird, freut. Noch grösser allerdings wäre die Freude, wenn die Kommentare manchmal etwas mehr zur Klärung beigetragen hätten. Dass etwa bei der Tellsage kein Wort von den nordischen Wanderwegen des Tokostoffes fällt, während bei anderen, vergleichsweise wenig identitäts- und unruhstiftenden Texten viel genauer auf solche Verbreitungen eingegangen wird, wundert doch sehr. Da es sich hier um eine kurzweilige Sammlung von Geschichten, Märchen und Legenden und nicht um eine Monografie handelt, erscheint das jedoch lässlich.

Berge von Identitäten

Im Buch «Die Alpen: Eine Schweizer Mentalitätsgeschichte» verfolgt der Autor, Journalist und Kolumnist Aurel Schmidt die Repräsentation und Nutzung der Alpen von den Römern bis zur NEAT. Dabei lässt er ein Prisma der nur vermeintlich wohlbekannten Grosslandschaft entstehen.

Sein Buch ist in sieben Passagen eingeteilt, die jeweils ein Thema aufgreifen (z.B. «Revolution in den Alpen», «Strassen, Schienen, Gipfel» oder «Vom Tempel zur Boutique»). Das Werk ist ansprechend gestaltet. Es verfügt auf jeder Seite über Bilder und Randbemerkungen, die behilflich sind, Passagen zu finden, im Text vorkommende Personen einführen oder bestimmte Aspekte vertiefen.

Die älteste Überlieferung einer Alpenüberquerung findet sich beim römischen Historiografen Titus Livius, der

Hannibals Feldzug beschreibt. Doch auch nach Livius' Bericht blieben die Alpen eine kaum bekannte, kaum tangierte, allenfalls von Händlern und Kaisern durchquerte Landschaft. In einer Zeit, in der ein beträchtlicher Teil der Weltmeere befahren bzw. in manchen Fällen bereits kartografiert war, blieben die Alpen schneeweisse Flecken. Interessanterweise finden sich auf den ersten «Karten» der Alpen Elemente, die man eher auf Meereskarten erwarten würde.

Lange wäre niemand auf die Idee gekommen, an einem Alpenaufenthalt etwas Labendes oder Geruhames zu entdecken. Allenfalls mystische Schauer holte man sich dort. Petrarca war einer der ersten, der in einer Bergwanderung mehr sah als das, nämlich einen Grund für Studium und Erkenntnisgewinn. Schmidt zeigt noch viele weitere kultur- und wissenschaftsgeschichtliche, identitätspolitische und literarische Auseinandersetzungen mit der Bergwelt auf, die Nietzsche, Doyle, Goethe aber auch Kerouac beinhalten. Der Letztere lässt einen Beatnik-Poeten in eine abgelegene Berghütte ziehen, wo er spektakuläre, nicht nur von der dünnen Luft induzierte Erleuchtungen hat.

Schmidt endet mit einer Standortbestimmung samt Zehnpunkteplan, der die Alpen vor der Verflachung retten soll. Darin wird die materiell-mentale Doppelgestalt der Alpen betont, der ideelle Wert, das identitätsstiftende Element, das sich mit Übernachtungszahlen und Spekulationsbauten allenfalls übertünchen lässt. Gerade heute, wo Freddy Nocks haarsträubende Seilbahntänze noch einer der harmloseren in den Alpen betriebenen Zeitvertreiber sind, lädt dieses Buch

zur Auseinandersetzung mit einem vielseitigen Lebensraum ein. Und der Bildteil lässt einen ohnehin sehnsüchtig nach den Wanderschuhsohlen äugen.

Ausblick

Söldner, Märchen und Berge: Drei willkürlich aus dem Strom der Neuerscheinungen gefischte Bücher, die sich dem Thema Geschichte(n) und Geschichtsbild der Schweiz auf jeweils eigene Weise nähern. Während auf der Maur auf süffige Weise Forschungsdesiderate aufzeigt, ruft Stefan Ineichens Neuauflage vergessene Sagen und Legenden in Erinnerung. Aurel Schmidt bringt uns einen Lebensraum näher, der das Klima ebenso wie Geschichte und Psyche beeinflusst. Dass man in einem Alpenpass das Trennende oder Verbindende sehen kann, zeigt er, während auf der Maur mit der irrigen Ansicht aufräumt, dass nur verzweifter *white trash* ins Schweizer Söldnertum verstrickt gewesen sei. Die Faszination, aus welcher sowohl Jörg Schneider als auch Tim Krohn schöpfen, kann man in Ineichens Neuausgabe spüren. Ein schön illustriertes Buch fürs Nachttischli, bestens als Bettmümpfeli geeignet. Aber Achtung: Der Schlaf der Vernunft gebiert nicht nur Ungeheuer. Sondern auch Geschichtsbilder, die man kaum mehr aus dem Kopf bringt. Und die dazu geeignet sind, einem die Lust an der Auseinandersetzung mit der Geschichte zu vergällen.

Gregor Szyndler
gs@gezetera.ch



Karger Libri
Ihr Wissen ist unser Beruf

Fachliteratur für dein Studium. Direkt am Petersplatz!

10% Rabatt auf Studienliteratur

Petersgraben 31 | Tel. +41 61 306 15 15 | books@libri.ch | Mo 13.30 - 18.30
4051 Basel | Fax +41 61 306 15 16 | www.libri.ch/books | Di-Fr 10.00 - 18.30
Sa 10.00 - 17.00

Jost auf der Maur.
Söldner für Europa:
Mehr als eine Schwyzer Familiengeschichte.
Echzeit-Verlag (www.echzeit.ch).
ISBN 978-3-905800-52-4.
Preis: SFr. 29.00.

Stefan Ineichen.
Sagen und Legenden der Schweiz.
Erweiterte Neuausgabe –
illustriert von Hannes Binder.
Verlag Nagel & Kimche.
ISBN 978-3-312-00992-3.
Preis: Sfr. 27.90.

Aurel Schmidt.
Die Alpen:
Eine Schweizer Mentalitätsgeschichte.
Verlag Huber Frauenfeld.
ISBN 978-3-7193-1556-6.
Preis: Sfr. 49.00.

Hühnersuppe ist Hühnersuppe ist Hühnersuppe – Wege aus dem Hühnersuppensumpf



Wer kennt sie nicht aus seiner Kindheit, die Hühnersuppe, vor sich köchelnd auf dem Herd, zumeist zur kalten Jahreszeit. Nun, wenn es draussen kalt ist, kann sie mithin ganz gut schmecken, diese Suppe, in der, auch wenn das keine so schöne Vorstellung ist, ein ganzes Huhn badet. Unfreiwillig. Wie eben dieses Huhn fühlte ich mich im Sommer (!) 1989. Ich war fast sechs Jahre alt und hatte Husten, «Bronchitis, wenn nicht Asthma Bronchiale», hat mein Kinderarzt in seinem bunten Sprechzimmer gesagt.

Mit fast sechs Jahren glaubt man, schon recht erwachsen und selbstbestimmt zu sein, wenn es um die Essenswahl geht. Hühnersuppe gehörte damals, das wusste ich sehr genau, nicht zu meinen favorisierten Speisen. Meine Mutter und auch der Kinderarzt waren der Meinung, Hühnersuppe sei so etwas wie ein Allheilmittel und kranken Kindern zu jedweder Jahreszeit einzufliessen. Es war Sommer in Hamburg, und ich möchte auf das Attribut «unfreiwillig» zurückkommen, welches ich eingangs erwähnte: Ich sah mich nicht in der Lage, diese gelblich-gräuliche Brühe, in der der Flattermann zum zweiten Male sein Leben gelassen hatte, zu mir zu nehmen. Traurig schwammen ein paar Möhrchen und Sellerie neben den sterblichen Überresten des Huhnes. Ich möchte diese unschöne Geschichte nicht unnötig in die Länge ziehen; natürlich, so ist das nun einmal als Kind, habe ich die Hühnersuppe gegessen. Meine Mut-

ter sass neben mir und sagte «schmeckt doch gar nicht so schlimm, Mausi» und ich fragte mich, wann es wieder Fischstäbchen mit Kartoffelbrei und Spinat geben würde – oder ob diese schönen Zeiten nie wiederkehren und wir fortan in einem

kulinarischen Hühnersuppensumpf leben würden.

Viele Jahre vergingen und es geschah kein einziges Mal, dass ich Hühnersuppe ass. Wie nach allen seelischen Traumata traut man sich vielleicht nie oder erst Jahre später an das Erlebte wieder heran. So passierte es im vergangenen Herbst, dass ich einen Artikel über die heilsame Kraft der Hühnersuppe las. Ich war nicht krank, es

war nicht Sommer und ich war nicht mehr sechs sondern 26. Noch lange nicht erwachsen, aber immerhin weit weg von der Hühnersuppe des Grauens, genau genommen 20 Jahre und 770 Kilometer. Im Kühlschrank lag Poulet und frisches Gemüse. Es musste möglich sein, angefangen bei der Farbe dieser Suppe, etwas Schickes, Wohl-schmeckendes aus ihr zu machen – ich machte mich an die Arbeit. Die umgestylte und mit Weisswein gepimpte Hühnersuppe konnte sich circa 45 Minuten später wirklich sehen lassen: Sie war rot und nannte Tomaten, Schnittlauch und Erbsen ihre Accessoires. Ihr Teint war frisch, keine Spur von Grau, und sie duftete einfach hervorragend. Ich hatte aus der grauen Maus von vor 20 Jahren im Kochtopf eine heisse Rothaarige gemacht, die ich nicht nur bei Krankheit essen würde. Wie das geht, steht hier:

Anja-Elena Brandis
anja-elena.brandis@unibas.ch



Fotos: Sandra Amport

Zutaten:

400 Gramm Pouletfilet
2 Möhren
200 Gramm Erbsen
etwas Schnittlauch
2 Schalotten
300 Milliliter Weisswein (trocken)
1 Esslöffel Brühe
3 Tomaten
etwas Tomatenmark

Zubereitung:

Die Tomaten und Schalotten klein schneiden und in wenig Olivenöl anbraten und dünsten, mit dem Weisswein aufgiessen. Mit einem Liter kochendem Wasser aufgiessen, Tomatenmark sowie Brühe und klein geschnittene Möhren hinzufügen und circa 20 Minuten leicht köcheln lassen. Nun das klein geschnittene Poulet hinzugeben sowie die Erbsen und weiterhin 20-25 Minuten auf kleiner Flamme köcheln bzw. sieden lassen, bis das Fleisch gar ist. Zum Schluss mit Salz und Pfeffer würzen und mit Schnittlauch garnieren.

Dazu schmeckt ein dunkles Roggenbrot hervorragend.



HAARIGE IDEALE – die Philo-Kolumne

Mein Professor findet, ich sollte Griechisch lernen, das T-Shirt eines Mitstudenten vermittelt mir, dass ich rauchen sollte («You want to be a philosopher? You don't even smoke!») und die Liste der Bücher, die man gelesen haben sollte, reicht so wieso in den Himmel. Es gibt mancherlei Kriterien dafür, was man als guter Philosophiestudent können oder haben sollte. Vieles davon ist variabel und das Meiste kann man mit ein wenig Zeit, Geld oder Aufwand erreichen. Was mir aber verwehrt bleiben wird und mir fehlt, um so richtig Philosoph zu sein: Gesichtsbehaarung.

Schaut man sich in einem Seminar oder bei der Schlange vor der Kaffeemaschine (noch so ein Klischee!) am Philosophischen Seminar ein wenig um, fällt einem die Gesichtsbehaarung der meisten männlichen Mitstudenten auf, die in verschiedensten Variationen daherkommt: Dreitagebart, «Pornobalken», Vollbart oder irgendetwas dazwischen. Schnell mal fragt man sich: Warum eigentlich?

Vielleicht ist es einfach eine Zeitfrage, ein Studium ist stressig genug, und vermutlich hat so manch einer neben den Bergen an Lektüre schlicht keine Zeit für die alltäglichen Dinge wie etwa Rasieren. Es mag auch etwas mit der Realitätsferne zu tun haben, die man den Philosophen gerne nachsagt – der eigene Leib wird da schnell zur Nebensache, unwichtig neben den grossen Fragen zu Existenz und Wahrheit.

Ein weiterer guter Grund für einen Bart ist die Perfektionierung der eigenen Denkerpose. Manch ein philosophisches Werk verleitet einen, sich nachdenklich über den Bart zu streichen oder sich neckisch den Schnurrbart zu zwirbeln. Das beste Argument für einen Bart als Philosophiestudent sind wohl aber die zahlreichen Vorbilder. Tendiert man eher zu der überbordenden Variante von Marx oder Plato oder soll es lieber ein schlichter Schnauzer wie bei Walter Benjamin sein? Nicht zu vergessen natürlich Nietzsche und sein majestätischer Walrossbart. Viele der grossen Denker trugen Bart, die

Imitation dessen ist möglicherweise für manche nur der erste Schritt, um einmal einen Platz zwischen ihnen einzunehmen. Was es sonst braucht, um ein Philosoph, oder zumindest ein halbwegs erfolgreicher Philosophiestudent zu sein – Dinge, die auch ich als Frau erreichen kann: Eine gesunde Portion Neugierde und Freude an Fragen, Fragen und immer neuen Fragen. Ausdauer für die Wendeltreppe im Philosophischen Seminar. Liebe für das geschriebene Wort und für lebendige Diskussionen. Genügend Snacks, wenn die Lektüre eines Kant-Textes mal wieder länger dauert oder das Essay auch kurz vor Mitternacht noch nicht fertig ist. Mut zu eigenen Gedanken und genug Selbstvertrauen, um auch dazu zu stehen. Und nicht zuletzt: Ein grosses Bücherregal für all die Bücher, die man gelesen haben sollte (und die auch einfach als Zierde gut aussehen).

An die nächste Mottoparty komme ich trotzdem mit Philosophenbart.

Valérie Camille
v.camille@stud.unibas.ch



IHR MARIONETTEN! – die Ius-Kolumne

Bis letzte Woche hatte ich Praktikum in einer renommierten Wirtschaftskanzlei. Wirklich sehr gut bezahlte Kopiererei! Die Wirtschaftskanzlei ist ja das Eldorado eines jeden Juristen. Behauptete zumindest die «Zeit» in einem Artikel, den ich irgendwann vor den Ferien mal aus der Zeitung gelöst habe. Bis zu 800 Franken in der Stunde soll's da geben, in London, Frankfurt und Amerika sogar zweimal das. Das heisst: Nur eineinhalb Stunden im Monat arbeiten und immer noch gleich viel Geld haben wie jetzt! Da würde ich vielleicht sogar mal eine Überviertelstunde einlegen. Margrit Sprecher hiess die Autorin. Sie hat sich gefragt: Wenn alle, Ärzte, Politiker, Manager, ja sogar Journalisten von den Medien ständig ihr Fett weg bekommen, warum nicht auch die Juristen? Niemand habe mehr Einfluss auf das Leben der Menschen als diese Berufsgruppe, meint Sprecher und warnt: «Sie sind diskret und bewegen sich auf leisen Sohlen.» Die Marionetten merken überhaupt nicht, dass sie gesteuert werden – zugegeben, hab's im Praktikum auch unbewusst gemacht - und die Juristen bekommen dafür Geld! Na so ein fabelhafter Job aber auch!

Etwas scheint Sprecher aber ganz schön zu beunruhigen. Die Anzahl Anwälte, Gesetze und Fälle nehme zu, überall in der Welt und durch alle ihre Schichten hindurch. Irgendetwas Verschwörerisches ist da im Busch, da stimme ich Ihnen zu, Frau Sprecher! (Lesen Sie die erste Ius-Kolumne!) Aber wenn ich mich entscheiden muss, schlag ich mich lieber auf die sichere Seite und werde selber Anwalt. Im Artikel beschreibt Sprecher genau, was so einen denn ausmacht. Mal selber testen, ob ich überhaupt das Zeug habe, die Welt zu beherrschen! «Ihre Tage verbringen sie in minimalistisch eingerichteten Sitzungszimmern, bestückt mit moderner Grafik und kulturell ambitionierten Zeitschriften.» Ja, das war so in der Wirtschaftskanzlei. Privat hängt bei mir ein Poster von einem Strand auf den Malediven über dem Bett (Grafik) und die aktuelle Friday (Zeitschrift) liegt auf dem Tisch, schon mal angelesen. «In der Freizeit findet man sie in überschaubaren Anlagen wie Golf- und Tennisplätzen oder hermetisch abgeriegelten Fünf-Sterne-Resorts.» Tennis und Golf liegen leider nicht drin bei meinem Budget. Fünf Sterne auch nicht. Dafür spiele ich gerne Minigolf im Web-Brow-

ser und schliesse mich dazu für Stunden im Zimmer ein. Wenn das nicht hermetisch genug ist, liebe Frau Sprecher! «Jeder ist der Grösste, der Gerissenste und der Witzigste. Wem dieses Gebilde nicht angeboren ist, muss es antrainieren, und dies so lange, bis die Siegerpose Teil seines Wesens geworden ist. Schliesslich wünscht sich der Klient einen Partner, bei dessen Auftritt dem Gegner die Knie einknicken.» Notfalls kann man da ja nachtreten. Aber Ja: Ich bin der Beste in diesem Gebilde! Ich würde niemals zugeben, nicht der tollste Kerl aller Zeiten überhaupt zu sein! Ich erfülle also locker alle Voraussetzungen für einen Juristen – abgesehen von denen, die ich hier nicht zitiere. Morgen exmatrikuliere ich mich und verpasse mir das Anwalts-Outfit, wie es Sprecher beschreibt: «Die Kluft stets dunkel, der Scheitel deutlich gezogen, das Mäppchen aus feinstem Leder.» Über dem Artikel rollen solche Typen zu Hunderten auf einem Fliessband aus einer Maschine, ist wohl die Uni. – Moment! Wer war nochmal die Marionette?

Bernhard Eymann
bernhard.eymann@stud.unibas.ch

Zwischen Erkenntnisgewinn und dem Scheitern an den eigenen Ansprüchen

gezetera befragte drei Doktorierende aus unterschiedlichen Anstellungsverhältnissen zu ihren Rechten, Pflichten, Höhen und Tiefen während ihrer Zeit der Dissertation.

Darf man während der Dissertation überhaupt daran denken, bis um vier Uhr Party zu machen?

Mathias Wipf: Ja, bei uns schon. Ich bin im Büro angestellt und habe meine Laborzeiten zu denen ich vor Ort sein muss, und unter dem Semester meinen Lehrauftrag. Das sind die Stunden, zu denen ich sicher nicht fehlen darf. Ansonsten bin ich von der Einteilung der Zeit her relativ frei. Am Ende der Woche oder des Monats muss man einfach auf die Stundenanzahl kommen.

Benno Wirz: Als Assistent hat man keine fixe Bürozeiten, aber das kommt schon auch auf den Lehrstuhl drauf an: Es gibt durchaus Lehrstühle, die Präsenzzeiten und Präsenzplichten haben. Am Lehrstuhl, an dem ich angestellt bin, ist das jedoch nicht der Fall. Man kann sehr grosszügig über die Zeit verfügen – potentiell ist es also möglich, einen etwas verschobenen Tagesablauf zu haben. Es gehört zu den Privilegien dieser Form des Doktorierens.

Karin, wie sieht es bei dir mit der Struktur aus?

Karin Hostettler: Ähnlich, es ist ein grosser Unterschied zwischen Semester und Semesterferien, in denen man sehr viel freier ist – frei flottierender – in denen man sehr viel mehr Selbstmanagement aufbringen muss. Ich glaube, Party würde drin liegen, es gäbe niemanden, der sagt, ich müsse am Morgen dort im Büro stehen – ausser die eigenen Instanzen, die fragen, ob man diese Dissertation schreiben oder sich doch lieber amüsieren möchte. Man muss das mit sich selbst auskämpfen.

Wie seid ihr in den Universitätsbetrieb eingebunden? Was sind eure Pflichten?

BW: Wenn man hier an einem Lehrstuhl angestellt ist, gehört die Lehre zur Pflicht, was aber auch sehr viel Spass macht. Das sind zwei Semesterwochenstunden, was einer Lehrveranstaltung entspricht. Dazu kommen das Doktorandenkolloquium und eine jährlich stattfindende Ringvorlesung. Und dann natürlich die Lehrstuhlaufgaben, aber die sind sehr projekt- oder datumsabhängig. Ich habe das Privileg, dass mein Professor, bei dem ich angestellt bin, sehr selbstständig arbeitet. Aber ich kenne durchaus Kollegen, bei denen nachts um elf das Telefon klingelt, und dann heisst es: Morgen um zehn muss das auf dem Tisch sein! Da werden die Pflichten wirklich sehr stark ein-

gefordert.

Ist das in den Naturwissenschaften anders?

MW: Nein, eigentlich nicht. Wir haben auch gewisse Lehrpflichten, da müssen wir unter dem Semester assistieren und dann ist man auch verpflichtet, im Büro anwesend zu sein, falls noch Fragen von Studierenden kommen. Aber wir haben auch die Verpflichtung, für das Projekt oder dem Geldgeber gegenüber immer wieder Resultate zu präsentieren und den Fortschritt des Projekts zu dokumentieren.

Wie finanziert ihr euch?

KH: Das ist ein wenig kompliziert, die Lehraufträge alleine reichen nicht, um sich finanzieren zu können. Bisher habe ich das so gemacht, aber ich plane, ab nächstem Jahr eine andere Finanzierung aufzutreiben, die wirklich mein Projekt unterstützt.

Mathias, bei dir ist der Sponsor jetzt auch schon aufgetaucht.

MW: Ja. (Lacht.) Ich werde nicht direkt von jenem bezahlt, sondern vom Institut. Der Sponsor ist derjenige, der das Geld dem Professor überhaupt zur Verfügung stellt. Im Hintergrund steht der ganze Nationalfonds, in diesem Fall «Nano-Tera», wie das Projekt heisst, das Ingenieure und Naturwissenschaftler zusammenführen soll. Jener ist der Geldgeber für das ganze Projekt – der Lohn selbst ist nur ein kleiner Teil vom Ganzen.

Und du Benno, hast einen Assistentenlohn.

BW: Genau. Der Grunddeal bei einer Assistenzstelle besteht darin, dass man fünfzig Prozent angestellt ist und die anderen fünfzig Prozent für die Qualifikationsarbeit zur Verfügung hat. Das ist sinnvoll und lässt grundsätzlich die Möglichkeit offen, noch andere Lehraufträge anzunehmen oder Editions- und Publikationsprojekte zu lancieren. Aber es ist wichtig, dass man die Zeit der befristeten Anstellung nutzt. Das ist bei euren Projekten wohl nicht anders, ihr wisst auch, dass ihr zwei oder drei Jahre zur Verfügung habt.

KH: Ich habe diese Limite nicht. Weil meine Dissertation nicht direkt im Graduiertenkolleg oder sonst wo eingebunden ist. Das ist der Vorteil, nicht finanziert zu sein. Ich habe nicht den Druck in drei Jahren abzuschliessen zu müssen. Man hat dafür den Druck, irgendwo her Geld aufzutreiben, um das Projekt weiterzuführen.

Was bedeutet eine erfolgreiche Dissertation?

KH: Negativ formuliert: keinen Burn-Out dabei erleiden. (Lacht.) Es kann eine sehr stressige Phase sein, gerade eben, wenn man immer wieder Anträge schreiben muss, immer wieder um die Finanzierung besorgt ist, die Betreuungssituation nicht ganz klar ist, und auch inhaltlich muss man sich sehr viel erarbeiten. Sich immer zwingen zu müssen, Ruhe zu bewahren, Abgrenzungen zu machen und Freiräume zu schaffen. Zu sagen, ich mache jetzt nicht mehr an dieser Stelle weiter oder sich eine Auszeit nehmen zu müssen. Das wäre die negative Variante, die positive ist ein Dissertationsprojekt, das Spass macht, an dem man viel Freude hat. Was dann mit der Publikation passiert ist eine andere Geschichte.

Habt ihr grossen Druck? Wie geht ihr damit um?

MW: Ich arbeite in einem Team von drei Leuten, wir können uns die Arbeit sehr gut aufteilen: Man hat immer ein Feedback, man kann Probleme zusammen lösen oder aufeinander zurückgreifen. Darum habe ich selber noch nicht einen so grossen Druck. Aber ich sehe es bei denen, die momentan abschliessen. Wenn beispielsweise etwas fehlt, dann müssen sie sich schon ein wenig selber quälen, damit das Projekt noch zustande kommt.

BW: Ich glaube, die beiden Fragen, die du gestellt hast – einerseits nach der erfolgreichen Dissertation und andererseits nach dem Druck – hängen mit dem Grund zusammen, weshalb man eine Dissertation



Karin Hostettler (31) hat 2008 ihr Studium mit Hauptfach Philosophie abgeschlossen und ist seit 2009 Mitglied des Graduiertenkollegs Gender Studies «Repräsentation, Materialität und Geschlecht: gegenwärtige und historische Neuformierungen der Geschlechterverhältnisse». Sie verfolgt ein Dissertationsprojekt mit dem Titel «Denk(t)raum Mensch. Kant zu Rasse und Geschlecht».



Fotos: Sandra Amport

Mathias Wipf (25) hat 2010 den Master in Nanowissenschaften in Basel erlangt und doktoriert seit Herbst 2010 im Projekt «Silicon Nanowire Sensor» des SNF-Programms «Nano-Tera». Das Team an der Universität Basel, in dem er Mitglied ist, erforscht dabei Vorgänge an der Festkörper-Flüssigkeit Grenzschicht des Sensors.



Benno Wirz (38) schloss sein Studium der Philosophie 2005 mit dem Lizentiat in Zürich ab und ist seit 2010 als Assistent am Philosophischen Seminar in Basel angestellt. In der Dissertation untersucht er den Begriff des Dunkeln in der Philosophie, insbesondere bei Descartes.

schreibt. Je nach dem was der Grund ist, gibt es eine andere Antwort darauf, was der Druck ist und was erfolgreich ist. Klar, wenn man doktoriert, weil man den akademischen Weg einschlagen will, bedeutet die Dissertation Einstieg und Eintrittsticket in den Wissenschaftsbetrieb. Eine Dissertation gilt dann als erfolgreich, wenn sie wissenschaftliches Aufsehen erregt, das bringt

aber einen ziemlich krassen Karrieredruck mit sich.

KH: Zum Stichwort Druck noch ein Aspekt: Für mich war es in der Anfangsphase schon ein Druck, qualitativ etwas Gutes zu liefern. Das ist ein Eigendruck, weil man sehr hohe Ansprüche hat, und an diesen scheitert man gnadenlos immer wieder.

BW: Das ist wirklich das Schlimmste.

KH: Das ist eine fundamentale Erfahrung. Man muss auch lernen, zurückzuschrauben und sich sagen, ich mache es jetzt einfach, lasse meine Ansprüche auf der Seite, es ist schon gut. Man muss lernen sich einen solchen Freipass zu geben. Dann aber auch der Druck, der sich in einem bestimmten Rahmen wie dem Graduiertenkolleg ergibt, wo man etwas beitragen will, dass auch nach aussen qualitativ besteht. Vom Status StudentInnen-Sein zum Status DoktorandInnen-Sein ist es ein erheblicher Schritt: Man muss sehr viel selbständiger hinstehen und das Projekt vertreten. Man wird auch als ExpertIn eines Themengebietes angesehen. Dort wird einem etwas zugeschrieben und dann muss man lernen, sich selber in dieser Rolle ernst zu nehmen. Das so zu vertreten, war eine Rolle, in die ich erst reinwachsen musste.

Wie sieht eigentlich die Unterstützung durch eure Doktorväter, respektive -mütter aus? Wie gestaltet sich diese?

MW: Also bei uns ist es relativ angenehm. Wir haben sehr oft Kontakt mit unserem Professor. Bei uns sind die Publikationen während der Zeit der Dissertation fast wichtiger, als die Dissertation am Schluss. Und weil der

Professor auf diesen Publikationen steht, ist er daran interessiert, immer genau zu wissen, was vor sich geht, so dass er alle deine Forschungsresultate mit dir bespricht. Zum Verhältnis: Der Professor ist die Anlaufperson, wenn man nicht weiter weiss. Von dem her kann ich sagen, dass es eigentlich ein gutes Verhältnis ist, eine intensive Zusammenarbeit, ein wenig wie ein Chef in einer Firma.

BW: Die Selbständigkeit des Arbeitens ist gewünscht, andererseits steht die Tür immer offen, wenn man Probleme oder Fragen hat.

KH: Ich denke, es kommt auch darauf an, was man einfordert. Es hängt sehr von einem selbst ab, was man für ein Betreuungsverhältnis möchte. Die Leute, die ebenfalls an einer Dissertation arbeiten, sind für mich fast wertvoller als die teilweise hochbelasteten Betreuer. Jene stecken in einer ähnlichen Situation und geben dementsprechend andere Tipps. Bei den Professoren habe ich das Gefühl, die Kritik, die Hinweise und Tipps oft nochmals zu reflektieren, und sich fragen zu müssen, ob das auch für mich stimmt.

Wie habt ihr euch das Doktorat vorgestellt? Was waren eure Vorstellungen und wie steht es mit der Realität?

KH: Das war so ein wenig eine Angstvorstellung. (Lacht.) Im einsamen Kämmerlein sitzen, x Bücher für sich allein lesen, in hoch abstrakten Gedankengebäuden schwimmen – und am Schluss soll ein Buch heraus kommen. Es war eher eine depressive Sicht dieser Sache. Aber ich erlebe das im Moment total anders: Dadurch, dass ich im Graduiertenkolleg eingebunden bin und ich Lehraufträge habe, bei denen ich Wissen weitergeben kann, ist das überhaupt nicht diese Isolationsgeschichte, sondern etwas, bei dem ich das Gefühl habe, ich könne mir etwas aneignen, was im Austausch mit dem steht, was ich mache. Und ich muss sagen, das ist für mich die ideale Situation.

MW: Ich konnte es mir schon recht gut vorstellen, da ich ziemlich viele kannte, die bereits doktorieren. In den Naturwissenschaften ist es bei allen ziemlich ähnlich. Es ist wahrscheinlich ein Stück weniger für sich selbst arbeiten – man verbringt natürlich schon die einsamen Stunden im Labor – aber man geht auch oft Prozesse durch, die bekannt sind und die man mit anderen besprechen kann. Ich hatte von dem her noch keine Überraschung.

BW: Ich weiss noch, ich hatte einen Heidenrespekt davor, ein Buch zu schreiben. Es gibt so die Clichés vom gescheiterten, versoffenen oder suizidalen Doktoranden, der eine grossartige Idee hatte, dann aber an sich selbst und am Gegenstand gescheitert ist. In der Praxis aber hat man mit anderen Problemen zu tun.

KH: Mit Fussnoten. (Lacht.)

Ihr hattet in diesem Fall bis jetzt nicht das Gefühl, dass ihr am liebsten alles schmeissen wolltet?

KH: Ah doch! Von Selbstzweifeln bis zur Selbstzerfleischung. (Lacht.)

BW: Es ist gewissermassen ein Nebenprodukt der Dissertation, dass man sich von einer ganz anderen Seite her kennenlernt: Vermeidungsverhalten oder das Verhältnis zum Scheitern. Es ist ein ständiges Entwerfen und Wiederentwerfen, ein fortdauernder Prozess.

Was ist der beste Moment? Wann denkt ihr, es ist richtig, dass ich das mache?

KH: Für mich gibt es schon Glanzmomente, sei es, dass man merkt, man hat sich etwas angeeignet, das man weitergeben kann, was auch eine Art Selbstbestätigung ist, sei es eine gute Reaktion von aussen. Für mich ist auch die Arbeit als Lehrbeauftragte sehr wichtig, das ist für mich ein grosses Feedback.

MW: Bei uns ist das Scheitern oder der Erfolg weniger Selbstreflexion als die Daten, die man aus dem Experiment bekommt.

Man ist wenigstens nicht selber schuld daran.

MW: Das ist dann die Frage. (Lacht.) Es sind genau solche Momente, in denen nichts klappt, die sehr frustrierend sind. Die besten Momente sind diejenigen, wenn man die Bestätigung im Experiment bekommt. Wir lesen viel Literatur, die extrem ins Detail geht, wo das ganze kontroverser wird. Wenn man dann das Ganze mit den eigenen Daten überprüfen und sich das Bild klar machen kann ist das ein guter Moment.

BW: Erkenntnisgewinn ist auch Lust. Meistens erhält man nicht das, was man erwartet hat, was noch viel lustvoller ist. (Lacht.) Toll ist auch, wenn man Texte publiziert, wenn man etwas Materielles in der Hand hat. Endlich das Buch in den Händen zu halten, darauf freue ich mich sehr.

Zu guter Letzt: Wie sieht eigentlich euer Kaffeekonsum aus?

KH: Die materielle Basis der Dissertation würde ich sagen. (Lacht.) Ich bin in einer Bürogemeinschaft des Graduiertenkollegs und da steht eine Kaffeemaschine. Sie ist Meetingpoint, da gibt es psychologische Unterstützung, man kann Dampf ablassen, Ratschlag holen und es läuft auch immer die Diskussion, wie viel Kaffee man jetzt trinkt und ob das jetzt noch gesundheitsfördernd ist.

MW: Bei uns im Büro hat es auch eine Kaffeemaschine. Der Kaffee ist jetzt noch nicht das Elixier, das mich vorwärts treibt, aber es ist doch sehr wichtig.

BW: Ich bin kein Kaffeetrinker. Es geht auch ohne. (Allgemeines Gelächter.) Aber wenn es mit dem Schreiben nicht so läuft, dann steigt mein Schokoladenkonsum erheblich.

Interview: Lilian Pala

lilian.pala@stud.unibas.ch